J. Can. P.
325 A

Num. 49re

6

<36611721950012
<36611721950012
yer. Staatsbibliothek

J. Can. P. 325 x

Das Ende des Cölibats der Römischkatholischen Geistlichkeit

mit unparteyischer Feder entworfen.

Gedrukt im Jahr 1783.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Brief.

Nun bin ich zufrieden, lieber Bruder, seitdem dein lezter Brief an mich eingeloffen ist. Du kannst nicht glauben, wie viel ich Antheil an deinem Gemüthszustand genommen habe. Unsere Gedenkungsart stimmt allzugut zusammen, als daß ich nicht auf ein Haar errathen hätte, was bisher in Deinem Herzen vorgegangen ist; wenn Du Dir schon Gewalt anthust, es zu verbergen, und mich etwas anders sehen zu lassen, als man, wenn man genau Achtung giebt, aus einer jeden Sylbe Deines Schreibens lesen kann. Ich glaube es gern, daß du bisher

in einem großen Gedräng warest. Deine Aufrichtigkeit und Gottesfurcht; Deine redliche Ergebenheit an unsere H. Mutter, die Kirche; Dein ernstliches Bestreben, Deiner ganzen Pflicht Genüge zu thun, und Dein Amt so zu führen, daß Du keine Vorwürfe von Deinem Gewissen mögtest zu besorgen haben; und auf der andern Seite Deine geheime Zweifel über gewiße Lehrsäze unserer Religion, aus denen Du Dich nicht heraus finden konntest, und worüber Du überall befriedigenden Unterricht vergeblich suchtest; endlich gar andere Anfechtungen, die ich nun nicht nennen will — Du weist schon, was ich meine — mußten Dich freylich so herumtreiben, daß mich Dein Zustand innig jammerte, und ich Dir nun die Erholung und die Gemüthsruhe, die Du jezt genießest, von ganzem Herzen gönne. Deine Verfassung war um so

bedenk-

bedenklicher, da Du in Deiner ganzen Nachbarschaft niemand hast, dem Du Dich anvertrauen kannst. Der Besuch Deiner Amtsbrüder mußte aus Uebel ärger machen. Ihre übertriebene Lustigkeit konnte Dich nicht aufmuntern. Gläser und Kartenspiele thun nur eine Weile gut; den innern Unmut, wenn er besonders so tief sitzt, nehmen sie nicht weg; und die Schäkereyen mit Weibsbildern von der niedrigen Sorte, denen sich manche unsers Standes so gern und ungescheut überlassen, sind das Mittel gar nicht, bedächtlichen Gemüthern dasjenige zu gewähren, was man in den Stunden der Versuchung wünscht, um sich eine gründliche und dauerhafte Erleichterung zu verschaffen. Das glaube ich gern, daß Du bey den Religiosen, die Du mir nennst, Deine Rechnung nicht gefunden hast. Wie konnte Dir doch einfallen, Dich bey

ihnen Raths zu erhohlen? Das sind Leute, bey denen man nichts weniger als Einsichten und Ehrlichkeit suchen darf. Ihr eingewurzelter Haß gegen uns, ihre Eifersucht, über dieß, die bedenkliche Situation, in der sie gegenwärtig sind, läßt keinen vernünftigen Gedanken bey ihnen aufkommen. Sie werden Dich nachher weidlich ausgelacht haben, daß Du ihnen Dein Herz entdeckt hast. Ich wünsche nur, daß Dich Deine Aufrichtigkeit nicht möge zu weit geführt haben. Lieber hättest Du noch Dein Anliegen in den Schooß eines Lutherischen Prädikanten ausgeschüttet; der Spott und die Schadenfreude wäre Dir noch eher bey diesem, als bey jenen erspart gewesen. Doch das mag nun gut seyn. Ich freue mich mit Dir, lieber Bruder, daß es nun so ist. Habe guten Muth; ich hoffe, Dir noch einen Schritt weiter zu helfen. Ich

will Dir den Weg zeigen, den ich gegangen bin, und bey dem ich mich nun ganz wohl befinde. Kommt Zeit, kommt Rath. Es wird noch besser gehen, als wir denken. Die Aspekten an dem politischen und Kirchenhimmel sind wunderbar. Aber sie versprechen uns nichts unangenehmes. Du hast doch die Neue Briefe für und wider das Mönchswesen auch gelesen? Die zween Beamte, oder wer sie sind, die sich über die Mönche und Klöster waker mit einander herumgebissen haben, und wovon ich dem einen, der den andern so nachdrücklich angegriffen hat, von Herzen gut bin, haben doch uns Weltpriester ziemlich unangetastet gelassen. Du wirst es doch für keine Partheylichkeit halten, wenn ich Dir gestehe, daß mir besonders der Gedanke des Einen, der so gar liebe Vorschläge zur Verbesserung und Verminderung der Mönchs-

orden gethan hat, gemein auffallend gewesen ist. Man könnte, sagt er, von den Einkünften der einzuziehenden Klöster die Besoldungen der Weltgeistlichen erhöhen. „Vielleicht, fährt er fort, „ist gar die Zeit nicht mehr ferne, daß „um eines andern, die Weltgeistliche „betreffenden Umstands willen, den ich „jezt noch nicht nennen will, die un„umgängliche Nothwendigkeit erfordert, „ihre Einkünfte zu vermehren, damit „sie m — — — — leben können. „Sie verstehen mich doch schon?" Ja, lieber Mann, ich verstehe Dich wohl. Tritt aus Deinen 4. Strichen hervor, Du darfst Dich nicht scheuen. **Mit Weib und Kindern**, wolltest Du sagen, nicht wahr? Das wäre der Mühe werth, wenn diese Zeit nicht mehr fern wäre. Mit den Mönchen fortgewandert, die Klöster eingerissen, den Boden mit Salz bestreut, demjenigen

den

den Fluch gegeben, der nach 10000 Jahren sich den Gedanken kommen ließe, wider ein solches Haus zu bauen, in welchem dem Aberglauben gefröhnt, der Schweiß armer Bürger im Müßiggang und Wohlleben verzehrt würde — und dann die Einkünfte dieser entbehrlichen Gebäude den Fürsten in die Hände gegeben, die von selbst willig und bereit seyn werden, die Diener der Religion, die Pfarrer, besser zu versorgen, und ihnen so viel zu geben, daß sie ihre Tage, zum Besten der Kirche, **mit den Ihrigen**, ohne Nahrungssorgen, vergnügt zubringen können. Es ist gewiß kein süßer Traum, Bruder, was ich Dir jezt eröfnen will. Meinst du nicht, das seye mit in dem Plan, warum man den Mönchen zu Leibe geht, um die Weltgeistlichen desto bequemer zu berathen? Ich stelle mir die Sache so vor: Auf die Mönche kann es unmög-

lich allein angesehen seyn. Ich bin nicht für sie eingenommen, das weist Du wohl: wer sie kennt, den kommt es bey allem seinem Vorrath von Menschenliebe doch sauer an, sie nur dulden zu können. Aber es giebt noch mehr entbehrliche Leute auf der Welt, die man doch leben läßt; warum sollen diese allein herhalten? Daß man den Fürsten Schuld giebt, es seye ihnen um die Güter und Reichthümer der Religiosen zu thun, die sie entweder würklich besitzen, oder um die sie wenigstens den Staat bringen; das kommt mir auch hart, und nicht ganz wahrscheinlich vor. Hart ists: denn es heißt nichts anders, als die Regenten der Raubsucht beschuldigen, und der Begierde sich zu bereichern. Es sind doch Güter der Kirche, die wenigstens nicht zu profanem Gebrauch sollen verwendet werden. Aber ich halte es auch

für

für unwahrscheinlich. Es müßte schon weit mehr hierinn geschehen seyn, als würklich geschehen ist; und es scheint gar, ein gewißer Monarch seye auf einmal wieder anders Sinnes worden, da er in der Sache keine solche Riesenschritte macht, als man wohl vor einigen Monathen vermuthet hat. Sondern ich denke, die Mönche seyen nur eine Art von Vorwand, um eine andere Absicht auszuführen, die den Fürsten noch näher am Herzen liegt, — ich will Dirs lieber gerade heraussagen — den Priestern die Ehe zu gestatten, um die Geistlichkeit näher mit der Obrigkeit zu verbinden; und weil das nicht angeht, ohne die Einkünfte der Weltpriester zu befördern, so werden so viele Klöster eingezogen werden, als nöthig ist, die Besoldungen jener auf einen beßern Fuß zu setzen. Deine Zärtlichkeit bey Zweifeln und Einwürfen wider die Lehrer unse-

rer Kirche, von denen du glaubst, daß sie auf ewig unwiderruflich und unabänderlich festgesetzt seyen; deine Furchtsamkeit und Sorge, daß man so den Unkatholischen nachgeben würde, und Dein rühmlicher Eifer für die Erhaltung unserer Glaubenslehre auch in den kleinsten Punkten, bekommt freylich hier wieder einen neuen Kampf. Aber ich kann Dir nicht helfen, Du must mich wenigstens anhören: das ist noch keine Versündigung. Schenkst Du mir Deinen Beyfall nicht, so behalte ich meine Ueberzeugung für mich. Ich wette aber, Du wirst mir gewonnen geben, und mir noch dafür danken, daß ich Dir wenigstens Anlaß gegeben habe, in einer Sache anders Sinnes zu werden, an der doch fürwahr nicht wenig gelegen ist. Ich will nicht weit ausholen. Aber es ist doch nöthig, dich durch Erzählung meiner eigenen kleinen Geschichte

auf das ein wenig vorzubereiten, was ich Dir sagen werde. Mein Vater war ein Beamter, der mich nicht deswegen zum Priester bestimmte, um mich dereinst in dem Besitz einer fetten Pfründe zu sehen; sondern weil er Gaben und besonders Liebe zur Eingezogenheit an mir wahrzunehmen glaubte. Meine Mutter, die auch ein Wort dazu sagen wollte, hatte den Gedanken, mich dem Klosterleben zu widmen. Ein Franziskanermönch, der sehr oft in unser Haus kam, und gemeiniglich, wenn eben der Tisch gedeckt war, suchte sie in ihrem Vorsatz zn bestärken. Allein, so gewiß er seinen Endzweck bey dieser zu erreichen vermeinte, so wenig errieth er meine und meines Vaters Neigung. Ich hielt den Mönchen für einen Schmarozer und Heuchler; denn seine Diskurse, die er über Tisch führte, und die verliebten Blicke, die er, wenn er

es

es unbeobachtet thun zu können meinte, einer jungen Baase, die meine Eltern als eine Waise zu sich genommen hatten, zuwarf, schienen mir nicht genug mit den gottseeligen Zusprüchen, mit denen er mich, um einen Religiosen aus mir zu machen, bestürmte; übereinzustimmen. Er versuchte es auf allerhand Weise, prieß mir bald die grossen Vorzüge des Klosterlebens vor dem Leben in der Welt an; bald wollte er mir weiß machen, daß ich die natürliche Stille meines Charakters als einen untrüglichen Beweis eines göttlichen Berufs, die Kutte anzulegen, ansehen müßt; bald brachte er mir Bücher von lauter Heiligen aus den Mönchsorden, die ich durchlesen sollte, so würde es nicht fehlen, ich müßte zu einem für meine Mutter angenehmen Entschluß gebracht werden. Bald nahm er Gelegenheit, Weltgeistliche anzustechen, ärger=

ärgerliche Anekdötchen von ihnen zu erzählen, vorzüglich aber darüber zu spotten, daß ihre Einkünfte oft zu ihrer Bedürfniß nicht zureichen wollten, da die Mönche darüber keine Sorge haben dürften. Mit Einem Wort, er suchte alles zusammen, mich auf seine Seite zu bringen. Ich stellte mich oft, als ob ich nun entschlossen wäre, seinem Rath zu folgen; aber ich wünschte seiner nur loß zu werden. Meine Absicht schlug mir fehl. Es sollte zum Ernst kommen, und ich mein Wort von mir geben. Plözlich erklärte ich meinem Vater, von dem ich wohl wußte, daß er mich schlechterdings nicht zwingen würde, daß ich entweder ein Weltpriester werden, oder von dem geistlichen Stand gar nichts wissen wollte. Nun erhielte der Franziskaner den Auftrag, so übel meine Mutter darauf zu sprechen war, mich ungeplagt zu lassen.

sen. Ein Kaplan in der Nachbarschaft, zu P. zu dem ich ein großes Vertrauen hatte, weil er von meiner Kindheit an mein Lehrmeister in der Religion, in den Sprachen, in der Geographie und Geschichte gewesen war, lobte mich, da ich ihm von diesem Vorfall, und meinem nunmehrigen ernstlichen Vorhaben Nachricht gab, redete mir zu, mich nun durch nichts mehr irre machen zu lassen, sondern feste zu stehen, und mich durch fleißiges Studiren in den Stand zu setzen, daß ich meinen Eltern Freude und der Kirche Ehre machen könnte. Es gilt uns, sagte er, uns Weltpriestern, unsern Mann zu stellen. Die Zeit ist gewiß nahe, daß es mit den Mönchen ein anders werden wird. Ihr Verfall wird alle Tage größer und sichtbarer. Die Regenten werden nicht in die Länge zusehen und die Hände in den Schooß legen. Du

wirsts

wirsts erfahren, lieber Anton, setzte er hinzu, wenn ich nicht mehr lebe. Aber laß Dir meine Weißagung einen Sporn seyn, Deinem innerlichen Beruf zum Priesterthum eine vollkommene Genüge zu thun. Da ich einige Zeit hernach von ihm Abschied nahm, um auf die Universität zu gehen, verehrte er mir 2. Bücher, die ich zu seinem Angedenken behalten, und zu seiner Zeit benutzen sollte. Das eine war des berühmten Fra Pàolo Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, und das andere: Vertots Ursprung der Größe des Römischen Hofs. Er bat mich aber, diese Bücher niemand zu zeigen, noch viel weniger zu sagen, wo ich sie her hätte. Ich verwahrte beyde sorgfältig, und freute mich im Geist eben um dieser Warnung willen auf die Entdeckung, die ich dereinst, wenn ich zu reifern Jahren

ren käme, darinn machen würde. Sie blieben lange ungelesen, da mich meine Lehrer, denen ich blindlings folgte, auf ganz andere Schriften wiesen, die großentheils nicht nach meinem Geschmak waren, an die sie mich aber vermuthlich deßwegen hinbanden, weil sie um meines stillen Naturelles willen mir zutrauten, daß ich alles für baare Münze annehmen würde, was mir jene Schriftsteller vorlegten. Endlich nach Verfluß mehrerer Jahre kam mir einsmahls ganz wie von ohngefehr der Vertot in die Hand. Ich blätterte, und fand ein Oktavblättchen von meines lieben Kaplans Hand geschrieben mitten im Buch liegen. Zum Unglück waren oben ein paar Linien vom Papier abgerissen, — ob es mit Fleiß geschehen, oder nicht, kann ich nicht behaupten, — daß ich nur noch folgendes lesen konnte: „sind aus Ehen von

„Prie-

„Priestern geboren, z. E. Felix,
„Agapitus, Theodorus, Silve-
„rius, Deotatus, Johann der
„XI. XIV. und Hadrian II. Auf
„der Kirchenversammlung zu Ni-
„cäa brachte man den Cölibat der
„Geistlichen in Vorschlag, aber
„es wurde kein Schluß darüber
„abgefaßt. Zu Ende des IV.
„Jahrhunderts befahl ihn Pabst
„Siricius und im V. Jahrhun-
„dert Pabst Innocenz I. Im XI.
„endlich, da seitdem unzähliche
„Priester waren verheurathet ge-
„wesen, drang P. Gregor VII.
„durch, daß die Priesterehe auf
„immer und ewig abgeschaft, und
„der Cölibat festgesetzt seyn und
„bleiben sollte." Von dem übrigen,
was auf dem Blättchen stund, war
mir alles unlesbar, bis auf die einzel-
ne Worte: — eine Zeit kommen —

nicht mehr in Hu — — und — ruch — Eines Weibes Mann — daß wirs erleben! Was meinst Du, lieber Bruder, daß ich über diese Entdeckung gedacht habe? Ich weiß nicht, ob ich erschrack, oder mich bloß verwunderte. Mein guter Kaplan war nicht mehr am Leben, daß ich ihn über sein bedenkliches Manuskript selbst hätte sprechen können. Ich weiß nicht einmahl, ob ich das Herz gehabt hätte, es ihm zu sagen, und ihm eine Schamröthe über seine Unvorsichtigkeit abzujagen. Genug, die Sache an und vor sich, und die Art und Weise, wie ich dazu gekommen war, und die Quelle, woher sie kam, eines, wie das andere, machte mich aufmerksam. Der Gedanke stieg in mir auf, ob mein Freund mir das Blatt nicht mit Vorsatz ins Buch gelegt, und mich dadurch aufmerksam auf etwas habe machen wollen, über

das

das er ohne Zweifel selbst nachgedacht und nachgelesen hatte. Ich suchte, das Fehlende zu ersetzen. Das hatte keine Schwierigkeit. Folgende Päbste sind aus Ehen von Priestern geboren, muß es heißen. Und das andere möchte so supplirt werden müßen: Es wird eine Zeit kommen, da die Geistliche nicht mehr in — und — wie bisher, werden leben dürfen, u. s. w. Nun wußte ich schon, was ich in müßigen Stunden zu thun hatte. Der häufige Zuspruch meiner Nachbarn, bey dem grossentheils nichts, als Trinken und Spielen und saftige Diskurse mit meiner Hauserin herauskamen, war mir entleidet. Der Umgang mit Mönchen war, wie Du weist, nie meine Sache; der Franziskaner, der mich zur Kutte werben wollte, hatte den ganzen Mönchsstand bey mir in Mißkredit gebracht; Mit Politicis, Officieren und dergleichen Per-

sonen viel zu thun zu haben, hielt ich auch nicht für rathsam: Man lernt nichts bey ihnen, und Vertraulichkeit sagt man im Sprüchwort, bringt Verachtung zuwege. Ich halte das für eine Hauptaufgabe bey Leuten unsers Standes, uns so zu betragen, daß man uns die unserer Würde schuldige Hochachtung und Ehrerbietung nicht versagen, und nichts mit Grund an uns zu tadeln finden kann. Kurz, ich widmete mich nun ganz meinem Amt und meinem Studiren. Die Lücke, die mir der Caplan in unsere Glaubenslehre in Absicht auf die PriesterEhe gemacht zu haben schien, gieng mit mir auf und nieder. Denke hiebey nichts arges, lieber Bruder. Du kennst mich ja. Wenn es heute erlaubt, ja befohlen würde, sich zu verheurathen, so wollte ich doch sehen, wie ich dem Befehl auswiche. Denn die große Ehrfurcht

vor dem Cölibat werde ich nie verlieren; und die mir angebohrne Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht war mit eine Ursache, warum meine Eltern auf den Gedanken kamen, mich geistlich zu machen. Gibts ja unter den Lutherischen Prädikanten auch solche, die Keuschheit halten, da sie nicht dazu gezwungen werden. Warum sollte das unsern Geistlichen unmöglich seyn? Nein, unlautere Absichten must Du mir nicht beymessen. Es ist mir um die Wahrheit zu thun. Dieser opfere ich alles auf. Was ich heraus gebracht habe, werde ich Dir in meinen nächsten Briefen getreulich mittheilen. Lebe wohl.

II. Brief.

Du kannst nicht glauben, mein Lieber, in welch Gewirre mich das verzweifelte Oktavblättlein meines ehrlichen Kaplans im Anfang gebracht hat. Ich wußte doch, daß er der Lehre unserer Kirche von Herzen ergeben, und auch gegen ihre Gebote freywillig, nicht aus Zwang, folgsam war. Warum muß er dann gerade auf diesen Punkt fallen, dachte ich; sind ihm sonst über nichts Zweifel und Einwürfe beygefallen, als über dem Artikel von der Ehelosigkeit der Priester? Hat er überall alles so aufgeräumt angetroffen, daß er denken konnte, diß sey allein noch übrig, wo etwas zu verbessern seyn möchte? Dem mag nun seyn, wie ihm will. Ich weiß jezt am besten, wie es ihm gegangen ist. Eine mittelmäßige Kenntniß der Kirchengeschichte — er besaß

aber

aber eine ausgebreitete — und Beobachtung der Menschen — auch diese war seine Sache — mußte ihn auf diese Gedanken bringen. Hätte er doch nur auch die Zeit erlebt, die er zu erleben wünschte, und die wir beyde erleben können! — Erschrik nicht, daß ich das schreibe. Ich bin meiner Sache zu gewiß, und lasse mirs je länger, je weniger ausreden: Es ist nahe dabey, daß etwas geschieht, das man sich vor 10. Jahren noch nicht hätte träumen lassen. Und wenn das nicht geschieht, was ich meine, so muß sich nur der Schauplaz, der uns gegenwärtig so mancherley und so wunderbare Dinge erwarten läßt, auf einmal und auf eine unbegreifliche Weise verändern. Doch zur Sache, lieber Bruder, ich halte Dich sonst zu lange auf; und es ist mir selber darum zu thun, Dir recht bald, wenn Du nur einiges Vertrauen zu mir

hast, zu eben den Gesinnungen zu helfen, bey denen ich nun weit ruhiger bin, als bey den ewigen Zweifeln und Bedenklichkeiten, mit denen ich mich, wenn ich bey Lesung unserer Theologen auf diese und jene Stellen stieß, die ich Dir hernach anführen werde, herumschlagen mußte. Wenn unsere Dogmatiker mir es mit Einem Munde vorsagen, daß die Kirche den Priestern den Ehestand von Rechtswegen verboten habe; wenn mich die Ausleger der Bibel aus unserer Kirche versichern, daß die Stellen, die die Unkatholische anführen, um zu beweisen, daß die Kirche nicht wohl gethan, und nicht einmal das Recht habe, den Geistlichen den Ehestand zu verbieten, ganz anders verstanden werden müßen; ja gar daß man aus der Bibel beweisen könne, es sey eine gottlose Lehre, was disfalls in unserer Kirche behauptet wird; und so gestehe ich,

daß

daß ich mit Beybehaltung der allertiefsten Ehrfurcht vor unsere H. Mutter, und der größten Hochachtung gegen unsere Gelehrten, die freylich die Sache besser wissen müßen und sollten, als ich armer und unwürdiger Schüler dieser großen Männer, dennoch mir immer habe Gewalt anthun müßen, meine eigene Einsichten, die ich mir durch Nachdenken und die Lekture guter Schriften erworben habe, blindlings unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Ich versichere Dich theuer, mein Lieber, daß mir nie kein Protestantischer Schriftsteller in die Hände gekommen ist, aus dem ich dieses Gift, wie manche unbesonnene Eiferer sagen werden, hätte einsaugen können. Ich kann mir wohl vorstellen, was in ihren Büchern von dieser Sache steht, da ich als ein Katholik so denke. Aber man braucht auch kein Lutheraner zu seyn,

um hierinn irre zu werden. Was sagen nicht unsere Schrifterklärer für seltsames Zeug über den Spruch: Ein Bischoff soll Eines Weibes Mann seyn? Der eine will nur so viel daraus beweisen: Ein Bischoff soll nicht 2. Weiber nehmen, und weil die Kirche sein Weib, und er der Kirche Mann sey, so seye es klar, daß er also nicht leiblicher Weise heurathen dürfe. Das kann nur ein Schöps glauben, daß das der H. Paulus habe sagen wollen; ich nicht. Der andere schreibt gar gottlose Dinge, wenn er nicht mehr weiß, was er eben diesem H. Heidenlehrer antworten soll, der ausdrüklich sagt: Es seye besser freyen, denn Brunst leiden. Kurz, ich muß Dir nur gestehen, daß ich die Bibel lieber gar weglege, wenn ich in dieser Sache auf einen gewißen Grund kommen und kein Unglaubiger werden will. Der Schrift nach muß es den

Geistlichen erlaubt seyn, Weiber zu nehmen, es koste was es wolle. Die Kirche ist freylich die Auslegerin der Bibel, das weiß ich wohl, und diese sagt, daß uns, Katholische, alle die Sprüche nicht anfechten dürfen, die die Lutheraner und Zwinglianer zu ihrem Behuf anführen; sie seye die Richterin in Glaubenssachen; sie könne Gebote geben, die auch den Geboten der Schrift zu widersprechen scheinen, u. s. w. Ich glaube, das hat mein guter Kaplan alles gewußt, und doch hat er sich nicht überwinden können, zu glauben, daß es mit dem Cölibat der Priester schon seine ganze und vollkommene Richtigkeit habe. Das ist der Fall, in dem ich bin. Ich habe mir recht viele Mühe gegeben, etwas in den Büchern unserer Gelehrten aufzutreiben, das mir Genüge thun könnte, aber vergebens. Im Gegentheil habe ich nur gar zu vieles gefunden,

das mich immer wankender und ungewisser gemacht hat; Sachen, die ich nicht einmal zu schreiben Herz genug habe. Z. E. die Kirche habe den Priestern verboten, Weiber zu nehmen. Ich suchte immer weiter nach, wo ich etwas hieher gehöriges und besseres, als meine bisherige Entdekungen, finden könnte. Endlich schlug ich die Kanonen der Tridentinischen Kirchenversammlung in der gewißen Hofnung, da etwas anzutreffen, das erträglich lautete. Das wußte ich vorhin, daß der Ehestand den Priestern verboten wäre. Es war mir auch um Gründe zu thun, die die Kirche gehabt haben müßte, ein solches Verbot aufzustellen. Der Kanon heißt: „wer da sagt, daß Personen, die die „geistliche Orden haben, oder Regular„geistliche, die das Gelübd der Keusch„heit feyerlich gethan haben, in den „Ehestand treten können, und daß ein

„solcher

„solcher Ehestand gültig sey, ungeach-
„tet der Kirchengebote und Gelübds,
„und daß jedermann sich verheurathen
„dürfe, der fühle, daß er die Keusch-
„heit, wenn er sie schon angelobt habe,
„nicht halten könne, der soll verflucht
„seyn." Das Herz fiel mir aufs neue,
da ich dieses lase. Ich wandte mich an
den Sarpi, den ich, — ich bekenne
es zu meiner Schande — bisher noch
nicht gelesen hatte. Ich stieß abermal
auf manches, das mich in die äußerste
Verlegenheit setzte. Die Väter, dachte
ich, sind doch, wie sie selbst sagen,
im heiligen Geist versammelt gewesen:
unter seiner Regierung stunden sie: wie
konnte ihnen dieser etwas anders einge-
ben, als was der heiligen Schrift, die
auch von seiner Eingebung herrührt,
gemäß ist? In der Schrift steht, die
Hurerey sey Sünde, hingegen die Ehe
habe Gott, und zwar noch vor dem
Sün-

Sündenfall eingesetzt, sie müße also so gar etwas Heiliges seyn. Kann und darf das Concilium Christo, dem unsichtbaren Haupt der Kirche, dessen Statthalter nur der Pabst ist, ins Angesicht widersprechen? Jenes behauptet: So gar diejenige dürfen nicht heurathen, die das Gelübd der Keuschheit zu halten nicht im Stand seyn. — Und dieser lehrt doch deutlich, daß nicht jedermann zur unaufhörlichen Enthaltsamkeit tüchtig seye. Außerdem fiel mir ein: die Ehe ist doch ein Sakrament, also eine hochheilige Sache, wie wir wider die Unkatholische behaupten. Ein Sakrament ist ein Gnadenmittel für jedermann, warum sollen gerade die Geistlichen desselben entbehren, die doch die Ausspender derselben sind? Ich gab nun die Hofnung auf, in den Büchern der Dogmatiker und Schriftausleger befriediget zu werden, und entschloß mich, weil ich wohl

sahe,

sahe, daß es immer einer ärger macht, als der andere, daß sie einander hier und da widersprechen, und zum Unglück doch darinn ganz mit einander übereinkommen, die Ehe sey den Priestern verboten, die Kirchengeschichte zu Rath zu ziehen. Diese sollte mir Auskunft geben: was ich da finden würde, wollte ich glauben, und davon sollte mich kein Kardinal und Bischoff und Doktor, ja wenns auch der Pabst selbst wäre, abwendig machen. Ich war der Verzweiflung sehr nahe, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich mit einem Protestantischen Gottesgelehrten Bekanntschaft, und Gelegenheit gehabt hätte, mich mit ihm über diesen Gegenstand zu besprechen. Diese einzige Lehre unserer Kirche hätte beynahe das ganze Gebäude meines Glaubens an die Katholische Religion nicht nur erschüttert und wankend gemacht, son-

dern gar umgeworfen. Doch ich wurde noch zu rechter Zeit von dem Rand des Abgrundes weggeführet, und eben das habe ich dem Fragment meines Kaplans zu danken, das mir gleich in den ersten Worten einen Wink gegeben hat, wohin ich mich, um einen festen Fuß in dieser Sache zu setzen, wenden müßte. Das fiel mir sehr auf, daß es so gar ehemal Päbste und Bischöffe gegeben hatte, die aus Ehen von Priestern geboren waren. Daraus zog ich verschiedene Schlüsse; z. E. die Ehelosigkeit der Priester ist also offenbar nicht so alt, als die christliche Kirche: Man wird doch keine in Hurerey erzeugte Geistliche zu Bischöffen, Kardinälen und Päbsten gemacht haben; es ist also schon nicht wahr, was ein Schriftsteller sagt, die Priesterehe sey nichtig, und nichts anders, als Hurerey. Ist einmal eine Zeit gewesen, da der Ehestand

stand den Geistlichen erlaubt war, und die Kirche hörte doch nicht auf, Kirche und die wahre Kirche zu seyn, so kann diese Zeit wieder kommen, und das den Priestern wieder aufs neue vergönnt werden, was ihnen in alten Zeiten schon einmal vergönnt gewesen war. Kann die Kirche Gebote geben, so kann sie solche auch wieder aufheben. Das war mir schon genug, und ich verlangte nichts mehreres. Beunruhigt wurde ich freylich aufs neue, da ich von ungefehr auf die Stelle in einer Schrift **Bellarmins** kam, da er sagt: Von den Zeiten der Apostel an sind alle Bischöffe, Priester, und andere Geistliche, deren Lebensbeschreibung wir haben, und die jemals gerühmt worden sind, unverheurathet und enthaltsam gewesen, und man findet kein einziges Beyspiel eines bewährten rechtschaffenen Mannes, das man zum Beweis des Gegentheils

 anführen

anführen könnte. Doch bey näherer Untersuchung verschwand meine Unruhe wieder, und ich werde Dir nun bald sagen, wie **Bellarmin** durch einen gewißen andern Ausspruch alles auf Einmal wieder bey mir gut gemacht habe. Der Herr Kardinal mag mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich an seiner ersten Behauptung gar vieles auszusetzen finde; alle Bischöffe u. s. w. seyen von der Apostel Zeit an im ledigen Stand gewesen; und doch war Petrus, das Haupt der Apostel, der erste Pabst, selber verehlicht, denn er hatte eine Schwieger. Und Paulus, der gröste Apostel nach Petro, beruft sich darauf, daß, wenn er schon ehelos bleibe, er doch Macht hätte, in die Ehe zu treten, wenn es ihm beliebete. Und was ist das für eine Folge? — Diejenige Bischöffe, deren Lebensbeschreibung wir haben, haben im Cölibat gelebt; also die andern alle

auch,

auch, von deren Lebensumständen wir nichts wissen? Bellarmin hatte noch etwas in der Feder behalten, das er nicht deutlich ausdrükt: Er sagt: solche, die jemal gerühmt worden sind, sind außer der Ehe geblieben. Damit räumt er ein, daß mehrere andere nicht ledig geblieben, aber eben deßwegen auch keine so ruhmwürdige Leute gewesen seyen. Dawider habe ich nun nichts. Dieser Meinung bin ich auch, daß, wenn heute den Priestern die Ehe freygegeben würde, alle diejenige, die ehelos, aber dabey rein und keusch und untadelhaft blieben, größern Ruhm verdienten, als andere, die Weiber nähmen. Nur sollte es kein allgemeines und unwiderrufliches Gesetz seyn. Das irrte mich nicht, was ich weiter bey meinem Nachforschen in der Kirchengeschichte fand, daß schon einige angesehene Lehrer in der Ersten Kirche den

Cölibat für rathsam gehalten haben. Warum nicht? Wer wollte läugnen, daß man im ledigen Stand Gott nicht freyer dienen, sein Amt pünktlicher versehen und mancher Sorgen überhoben bleiben könne, als im Ehestand? Das ist gewiß kein geringer Vortheil, wenn man ohne Theilung seines Herzens Gottes eigen seyn, ihm mit aller Freyheit von irrdischen Dingen dienen, von allen Bekümmernissen der Welt, von den Beschwerlichkeiten einer Haushaltung, der Erziehung und Versorgung der Kinder, befreyt seyn kann. Aber diesen Vortheil kann man nicht haben, als wenn man das Vergnügen der Ehe gar nicht kennt, dessen Empfindung doch unvermeidlich, die Mäßigung darinn schwer, die Versuchung dazu gewaltsam, und die Liebe sündlich ist. Ich schreibe Dir dieses mit Fleiß, damit Du alles, was Du in dieser Materie in der Folge

noch

noch von mir lesen wirst, nicht so ansehest, als ob es mir für meine Person um die Vergünstigung des Ehestandes zu thun wäre. Ich hätte zwar keine Ursache, mich dabey zu schämen, ich wäre ja nur erst in dem Fall, in dem viele 1000. Menschen sind, die es auch für keine Schande halten, zu heurathen, und zu bekennen, daß es ihnen unmöglich wäre, ehelos zu bleiben. Warum sollte man sich auch bey einem solchen Geständniß fürchten? Die Neigung zur Begattung kommt von dem heiligen, weisen und gütigen Schöpfer her. Ihm wäre es ein leichtes gewesen, einen andern Weg, die Erde zu bevölkern, festzusetzen, wenn er gewollt hätte. Da er nun aber diesen Weg beliebet hat, der bis ans Ende der Tage fortwähren wird, wer sind wir, daß wir ihn meistern, und durch eine falsche und übelverstandene Schamhaftigkeit in dieser

Sache ihm gleichsam zu verstehen geben wollen, es sollte anders seyn? Dis nur im Vorbeygehen! Ich eile, Dir nur das zu eröfnen, an das ich mich jezt allein halte, und worauf ich das ganze Gebäude aufgeführet habe, das ich Dir nun in einigen Briefen vorlegen will, in der Hofnung, Du werdest und könnest mir Deinen Beyfall nicht versagen, und ohne alle Furcht, was andere dazu sagen würden, wenn sie wüßten, was ich Dir hier schreibe; ja dergestalt ohne alle Furcht, daß mir der Gedanke noch kommen kann, es öffentlich zu sagen, ohne daß ich mich vor dem Ketzer-Namen und vor dem Bann fürchte. Mein Hauptsaz ist: **es ist hohe Zeit, den Priestern die Ehe frey zu geben.** Hat die Kirche erst nach Verfluß von etlichen Jahrhunderten das Gebot vom Cölibat der Priester gegeben, und hat sie das Recht gehabt, es zu geben: so

hat

hat sie eben so gut das Recht, bey veränderten Zeiten und Umständen, dieses Gebot wieder aufzuheben, und ein anderes in seine Stelle zu setzen. Denke ja nicht, daß ich hier etwas neues sage, wenn es schon ganz neu zu seyn scheinet. Ich bin nicht so belesen, daß ich alles wüßte, was vor mir hievon je geschrieben worden ist. Es kann seyn, daß der nämliche Einfall in den Schriften gewißer Auktoren vorkäme, die am Römischen Hofe nicht zum besten angeschrieben sind. Doch das thut nichts zur Sache. Es kommt auf Gründe an, die ich Dir zur Prüfung vorlege. Du weist, lieber Bruder, daß Bellarmin einer der vornehmsten Schriftsteller unserer Kirche ist. Sein Ansehen ist bey uns und bey unsern Glaubensgegnern von Rechtswegen sehr groß. Er war der eifrigste und einer der geschiktesten Schutzredner, die jemal für den Römischen

mischen Stuhl aufgetreten sind. Seine Gelehrsamkeit, Gaben, Beurtheilungskraft und Geschiklichkeit in Behandlung der Streitigkeiten bewundern so gar die Unkatholischen, und es thut mir immer wehe, so wenig ich sonst den Jesuiten, aus deren Orden er war, jemal hold gewesen bin, daß er in dem Konklave nach dem Tode Klemens VIII. da er dem Päbstlichen Thron bereits sehr nahe war, durchfiel; ohne Zweifel, weil er ein Jesuite gewesen ist; und diese Herren, die kein Exempel aufweisen konnten, so lang sie noch florirten, daß je einem ihrer Gesellschaft die 3fache Krone zu Theil worden wäre. Er war ein rechter Ketzerhammer. Keinen gefährlichern Feind haben unsere Glaubensgegner je gehabt, als ihn. Der Glaubenslehre unserer Kirche war er so eifrig zugethan, daß er eine jede Abweichung davon auf das äußerste verabscheute. Besonders hat

hat er sich die gröste Mühe gegeben, den Cölibat der Priester auf das bündigste zu erweisen, und wider alle Einwürfe zu retten, so daß ich zweifle, ob ein anderer hierinn mit mehr Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu Werk gegangen ist, als er. Und doch finde ich bey eben diesem Schriftsteller den Satz: Das Gelübde der Enthaltung ist den geistlichen Orden dergestalt angehängt, daß Geistliche nach der Ordination weder Weiber nehmen, noch die schon genommene beybehalten können, nach einem zwar willkührlichen, aber uralten und höchstbilligen Gebot, das man zu dieser Zeit keineswegs ohne grosse Unbequemlichkeiten wieder aufheben oder nachlassen kann. Wie mich dieser Fund gefreut habe, mein Lieber, kann ich Dir nicht ausdrücken. Ich sehe nunmehr die Sache auf ein-

mal in einem ganz andern Lichte an; kaum wollte ich meinen Augen trauen, daß der Bellarmin soll und könne geschrieben haben, der Mann, der dem H. Paulus zum Troz, wenn ich so reden darf, schreiben durfte: Beydes sey ein Uebel, freyen und Brunst leiden: doch seye freyen noch schlimmer, als Brunst leiden: die Priesterehe seye unrechtmäßig und bloß dem Namen nach eine Ehe, in der That aber eine kirchenräuberische Unzucht; und was dergleichen Brocken noch mehr sind, über die ich mich entsetzen müßte, wenn ich ihm nun, wie ich Dir schon gesagt habe, nicht gerne um der obigen Erläuterung willen alles verziehe. Du wirst ja doch errathen, was ich meine? Er sagt: das Gebot von dem Cölibat könne man zu dieser Zeit nicht ohne große Unbequemlichkeiten aufheben oder nachlassen. Das hat

hat er bereits vor mehr als anderthalb-hundert Jahren geschrieben. Meinetwegen kann er Recht haben, daß es damal nicht räthlich gewesen sey, eine Aenderung zu treffen. Die sogenannte Kirchenverbesserung, die Luther nicht gar zu lang vorher wollte unternommen habe, war noch etwas neues, wenigstens neuer, als zu unsern Zeiten. Es galt damal, den Irrgläubigen zu zeigen, daß man sie im Zaum zu halten wisse, und ihnen in keinem Stück nur eines Nagelsbreit nachzugeben. Ursache habe oder gesonnen sey. Es kam darauf an, die Priester und Geistliche auf die Probe zu setzen, ob sie, auch bey harten Geboten, dennoch bey ihrer heiligen Mutter, der Kirche, aushielten. Die Regenten waren auch noch anders gesinnet, als in unsern Tagen, demüthiger, nachgebender gegen den Römischen Stuhl, und man konnte sich besser auf sie ver-

lass-

lassen, als iezt. Bellarmin, als ein scharfsinniger Mann, sahe das wohl ein; er wußte, daß vieles von Zeit und Umständen abhienge. Die Zeiten, dachte er unfehlbar, werden noch kommen, da man Klugheitshalber dis und jenes wird abändern müßen, ohne daß man von außen eben dazu genöthiget würde. Nun ist es aber ein anders. Damal hätten die Unkatholischen gesagt, man seye genöthiget gewesen, diesen Schritt zu thun, weil sie nicht abgelassen hätten, da z. E. die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. dem Pabst sehr anlagen, den Priestern den Ehestand zu gestatten. Die eingebildete Reformation ist bey den Lutheranern und Reformirten so gut, als verraucht. Manche ihrer Gottesgelehrten schimpfen selbst darüber, und wissen tausend Dinge daran auszusetzen. Die Geistliche unserer Kirche sitzen in ihrem Glauben so

vest,

vest, daß sie nicht mehr, wie ehemal, irre werden würden, wenn da oder dort eine Aenderung vorgehen sollte. Die Regenten, die von unserer Kirche sind, muß man weislich zu behandeln wissen, und, wenn man merkt, was sie gerne hätten, hervorkommen, und gleichsam von freyen Stücken thun, was sie verlangen, ehe sie ungefragt Vorkehrungen machen, über die man am Römischen Hof mißvergnügt wird. Siehe, das sind so in der Kürze meine Gedanken über die Einschränkung, die Bellarmin durch die Worte: zu dieser Zeit seinem sonst so hart lautenden Saz gegeben hat. Bey andern Glaubenslehren läßt sich diese Bestimmung nicht anwenden. Es wird z. E. bis ans Ende der Welt ausgemacht bleiben, daß wir durch die Werke und nicht durch den Glauben allein gerecht werden, und so vieles andere, wordurch wir uns von den Luthe-

theranern und Zwinglianern unterscheiden: die Lehre vom Meßopfer, von Einer Gestalt im Nachtmahl, von Anrufung der Heiligen, von der heiligen Schrift, daß die Kirche die Richterin in Glaubenssachen, daß der Pabst das Oberhaupt der Kirche und der Statthalter Christi auf Erden sey, das sind lauter Grundlehren, die einmal bleiben müßen, wie das andere, und keiner Abänderung fähig sind. In diese Klasse aber gehört offenbar die Materie vom Cölibat der Priester nicht. Das kam, wie ich Dir schon gesagt habe, erst lang nach den Zeiten der Apostel, und nach und nach auf. Die Päbste, die darauf gedrungen haben, werden gewußt haben, warum sie es thaten. Und diejenigen Päbste, die mit der Zeit auch wieder ganz unvermerkt und vielleicht nach und nach mit dem ehelosen Stand der Geistlichen abbauen werden, werden

auch

auch ihre Ursachen dazu haben, und sich um das Geschrey, das sich allenfalls darüber erheben wird, nicht bekümmern. Du must mich aber recht verstehen, und mir keinen Widerspruch aufbürden, daß ich in meinem vorigen Brief die Vermuthung geäußert habe, die Regenten werden diese Sache betreiben, um die Klerisey näher mit sich zu verbinden; nun aber behaupte, die Päbste werden zu seiner Zeit die Hände dazu bieten. Das läßt sich vollkommen mit einander vereinbaren. Königreich und Priesterthum müssen zusammen sehen, damit sie ihre beyderseitige Rechte unverlezt bewahren. Sie können einander nicht entbehren. Auf diesem Fuß ist es nun, wenn mans beym Licht besieht, seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, oder, wenn man noch genauer reden will, seit etlich und zwanzig Jahren. Du weist, was mit den

den Mönchen und Klöstern innerhalb wenigen Monathen vorgegangen ist, und noch weiter vorgehen wird. Ich glaube, der Herr Kardinal Bellarmin hat auch irgendwo etwas in seinen Büchern gesagt, daß das Gebot der Kirche, die Klostergelübde betreffend, einmal mit der Zeit einen Abfall leiden könnte. Das muß dem Kaiser, der nun freylich bey aller der Hochachtung, die er ohne Anstand vor der Geistlichkeit, und besonders den vornehmen Gliedern derselben, z. E. den Kardinälen, hat, doch gewiß den Bellarmin nicht gelesen und studirt hat, von einem gründlichen Theologen bekannt gemacht worden seyen. Daher ist er auf die Gedanken gekommen, diese Verfügung zu treffen, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß er vorher in der Stille sich mit dem Pabst darüber verabredet habe. Kann es in diesem Punkt nicht

wieder so gehen? Wer will es wissen? Wenn man an den Höfen einsieht, es erfordere es die Bedürfniß des Staats, daß man das Verbot der Priesterehe aufhebe, so wird man sich nicht säumen, Anstalten zu treffen, die zum Ziel führen. Glaube, lieber Bruder, das Ende des Cölibats bey unserer Geistlichkeit ist so nahe vor der Thür, als der Beschluß des achtzehenden Jahrhunderts. Vielleicht noch näher. Accidit in puncto. — Meinst Du nicht, es dürfte etwas zu Florenz davon gesprochen werden, wenn die merkwürdige Zusammenkunft zwischen — — seyn wird? Lache mich nicht mit meinem Einfall aus. Was man gern hätte, glaubt man gern. Wir beyde aber bleiben doch ehelos? Nicht wahr? Ich hielte auch mehr auf den Luther, wenn er seine Käthe im Kloster gelassen hätte. Der Mann hatte nicht überall unrecht.

Aber das war nicht klug. Darinn hat er Blöße gegeben. Nun, wir sind Menschen, Katholiken und Lutheraner, einer wie der andere. Im nächsten Brief sage ich Dir doch noch etwas von der Vortreflichkeit des Cölibats. Du glaubst nur etwa eher, wenn ich dem ungeachtet prophezeyhe, daß sein Ende nahe sey. Lebe wohl.

III. Brief.

Werde nicht ungedultig, Bruder, wenn es ein bischen langsam zugeht, bis Du von mir hörest, wie und warum ich dem Cölibat unserer Geistlichkeit ein nahes Ende weißage. Seit mehreren Tagen konnte ich gar nicht mehr daran kommen, die Feder anzusetzen, und an Dich zu schreiben. Amtsgeschäfte, die sich in gröster Menge auf mich zudrangen; Ehe- und Nachbarshändel, die ich schlichten mußte, und wobey ich nichts, als Verdruß und Undank zum Lohne hatte, und — — ich darf, nicht einmal alles sagen, was mich gehindert und beunruhigt hat, riefen mich einmal über das andere von meinem Schreibtisch ab, wenn ich eben voll von Materie war, und mich recht satt an dich schreiben wollte. Redlich

dachte ich unter diesen Zerstreuungen. Wie, wenn du vollends gar Weib und Kinder hättest, wie würdest Du zurecht kommen, Du müßtest unter der Last erliegen, und könntest nicht einmal Deinem Beruf Genüge thun? Ich lobe mir doch den Cölibat, und es ist mir immer schwer zu begreifen, wie Lutherische und Kalvinische Prädikanten, denen bald ein böses Weib die Ohren voll zankt, bald das Haus voll Kinder den Kopf wüst macht, und das Herz mit herzfressenden Sorgen abnagt, die nöthige Gemüthsfassung behaupten können, und die Ruhe, die man doch haben muß, um in seinem Amt den Mann zu stellen, daß man bey Menschen Ehre davon hat, und von seinem Gewissen keine Vorwürfe besorgen darf. Das redet mir niemand aus: derjenige, der den ersten Gedanken gehabt hat, es wäre besser für die Geistliche, unverheurathet zu blei-

bleiben, und etwa hernach sich in der Bibel umgesehen hat, um etwas darinnen zu finden, das in seinen Kram taugte, hat nicht ganz unfein räsonnirt. Er mag ungefehr folgende Betrachtungen angestellt haben: Der H. Apostel sagt doch klar: „wer nicht verheurathet „ist, sorget für des Herrn Sache, und „suchet nur Gott zu gefallen, aber wer „verheurathet ist, sorget für weltliche „Dinge, und will seinem Weib gefal„len, also ist er getheilt. Desgleichen „auch ein unverheurathet Weib oder Jung„fer sorget allein vor des Herrn Werk, „daß sie heilig sey am Leib und Geist. „Aber die verheurathet ist, sorget vor „weltliche Dinge, und bemüht sich ih„rem Mann zu gefallen.“ Was ist deutlicher, als daß der H. Paulus hier den ledigen Stand dem ehelichen vorzieht, und zwar so vorzieht, daß auch Weltleute, Leute, die keine Geistliche

sind oder werden wollen, sich das, wenn sie recht gottesfürchtig zu seyn gedenken, zum ledigen Stand sollten reizen lassen! Die Jungfrauschaft und die Gabe der Enthaltung ist ohne Bedenken dem Ehestand vorzusetzen: und wenn man schon auch in der Ehe keusch leben kann, so ist doch die Keuschheit ausser der Ehe noch vortreflicher. Warum? die Gründe sind leicht aufzusuchen, und einzusehen. Es muß doch gewiß eine große Edelmuth, eine herrliche Gemüthsverfassung und eine hohe Stuffe des innerlichen, des Herzens Christenthums seyn, wenn man die fleischliche Begierden, die man doch fühlt, und zu gewissen Zeiten recht stark fühlt, so überwinden, und gleichsam so über die Achsel ansehen kann, daß man es nie so weit kommeu läßt, ein Wohlgefallen daran zu haben, wie doch auch in der keuschesten Ehe geschieht. Nun aber,

je

je mehr der Wille vom Fleisch und seinen Lüsten abgezogen wird, je einen schärfern Zaum man dem Fleisch anlegt, je größer der Sieg ist, den man nach einem solchen Kampf davon trägt, desto vortreflicher ist auch unser geistlicher Zustand. Ich denke nicht, daß jemand etwas hieran auszusetzen finden könne. So verhält sichs ohne Zweifel auch mit dem Schluß: Der Stand, der uns in diesem Leben den Engeln und Seeligen, ja Christo selbst ähnlicher macht, ist dem Stand vorzuziehen, in dem wir so gar mit den unvernünftigen Geschöpfen etwas gemein haben. Christus, der Herr, sagt bey Matthäo: Nach der Auferstehung werden die Männer keine Weiber haben, noch die Weiber Männer; sondern sie werden seyn, wie die Engel im Himmel. Mißdeute und mißbrauche aber ja diese meine Worte nicht; es soll nicht zur Schmach und Be-

 schimp-

schimpfung des Ehestandes gesagt seyn. Die Absicht, warum Christus, der Herr, in die Welt kam, war nicht, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen, er hatte ein viel höheres Ziel; aber er war es doch, der die Ehe ausdrüklich für eine göttliche Stiftung erklärte, und darauf drang, daß sie sollte in Ehren gehalten werden; der selber zu einer Hochzeit gieng, der Jünger annahm, die verheurathet waren, oder sie wenigstens ganz und gar nicht am Heurathen hinderte. Wir sind freylich darauf gewiesen, Christo nachzuahmen; aber nicht in allen, besonders nicht in denen Stücken, die eigentlich zu seinem Mittleramt gehören. Daß die Engel nicht im Ehestand sind, was gehet uns das an? Wer im ledigen Stand eine englische Reinigkeit und Heiligkeit beobachtet und beobachten kann, dem gönne ich es von Herzen. Es muß etwas schönes

nes darum seyn. Aber wir haben Cörper, die Engel nicht; den Engeln hat Gott den Trieb sich fortzupflanzen bey der Schöpfung nicht mitgetheilt, aber uns. Und endlich ist zwischen den Seeligen im Himmel und den Glaubigen auf Erden ein großer Unterscheid. Die Erde muß bevölkert werden; dazu hilft der Ehestand. Im Himmel ist das nicht mehr nöthig. Er wird von der Erde aus bevölkert; ja man kann, ohne die Sache zu übertreiben; behaupten, der Ehestand sey die Pflanzschule des Himmels. Doch — ich verirre mich zu weit, und wollte nur sagen, daß man diesen Schluß, so bündig er an sich ist, dem ungeachtet nicht zu weit treiben müße. Ich seze noch etwas hinzu: Die Vorzüge derer, die sich um des Himmelreichs willen, nämlich deswegen, daß sie desto leichter, und ungehinderter der Betrachtung göttlicher Dinge

und dem Umgang mit Gott abwarten können, auch um sich desto eher aller irrdischen Geschäfte zu entschlagen, des Ehestands enthalten, sind entschieden. Das sind auch die Gründe, warum die alte Kirchenväter die Jungfrauschaften so gelobt und empfohlen haben. Und siehe, die oben angeführten Ursachen passen auf jedermann, nicht nur auf die Geistlichen; aber doch auf diese noch weit genauer, als auf Weltleute. Ein Priester hat ein wichtiges Amt. Der H. Chrysostomus sagt, daß es eine Last sey, wofür auch die Engel erzittern sollten. Hat er nöthig, sich noch eine Last dazu auf den Hals zu laden? die Last der Regierung und Versorgung einer Familie; die Last, ein Weib entweder im Zaum zu halten, wenn sie bös ist und ihre Pflichten nicht kennt; oder sich von ihr regieren und im Zaum halten zu lassen, wenn sie die Kunst

ver-

versteht, die Oberherrschaft über den Mann an sich zu ziehen? Wenn wir beyde schon keine Ehemänner sind, so haben wir doch Umgang mit Ehemännern, und sehen und erfahren, was in den Häusern paßirt, oft genug zu unserm grösten Mißvergnügen, wenn wir Streitigkeiten unter Eheleuten schlichten und Frieden stiften sollen. Eines Priesters Sache ist das Gebet, der Unterricht Alter und Junger in der Christenheit, und die Verwaltung der H. Sakramente. Geschäft genug, daß man nicht nöthig hat, noch mehrere Arbeiten zu suchen, oder sich aufzuladen. Ich darf Dir das nicht noch ausführlicher sagen; Deine eigene Erfahrung, und die Kenntniß von dem Umfang Deiner Christen- und Amtspflicht werden Dich zur Genüge hievon überzeugen. Wenn man die Sache auf dieser Seite ansieht, so sollte es schei-

nen, der Streit über dem Cölibat der Geistlichen sollte bald ausgemacht, oder vielmehr, es sollte gar nie keiner darüber entstanden seyn; in anderen Kirchen; in der Griechischen, in der Lutherischen, in der Zwinglischen sollte man auch lauter Priester haben, die unverheurathet wären; von Christo an bis auf unsere Tage sollte der Cölibat dieser Personen unter allen Christlichen Parteyen nicht als ein Gesez, sondern als eine Wohlthat gegolten haben. Aber dem ist nun nicht so. Die Griechen, Lutheraner und Zwinglianer wissen das doch alles auch, so gut, als wir — Ich kenne Dich, Du bist billig und tolerant, und hältst nicht alles deswegen für verwerflich, was die glauben und annehmen, die nicht von unserer Kirche sind — Sie sagen auch, daß man im ledigen Stand Gott freyer und ungehinderter dienen könne, als

im

im Ehestand; daß das Lehramt ein wichtiges und schweres Amt sey, bey dem man anderer Lasten wohl überhoben seyn könne, und doch sind ihre Gottesdienstliche Personen verheurathet, oder man zwingt sie wenigstens nicht zum ehelosen Stand. Ja ein Lutherischer Theolog, dem aber viele von seinen Glaubensbrüdern sehr abhold waren, schreibt so gar: — Diese Stelle fand ich auch in einem von den 2. mir von meinem schäzbaren Kaplan verehrten Büchern, auf ein besonders Blättchen mit eigener Hand geschrieben, den Namen des Verfassers kann ich aber nicht mehr recht lesen. — „Der ehe„lose Stand kann bey einem Kirchen„diener nicht mißbilligt werden; son„dern man sollte ihn vielmehr denen so„gar empfehlen, die die Gabe der Ent„haltung von oben empfangen haben; „ja es wäre zu wünschen, daß mehrere

„gefun-

„gefunden würden, die solchen an den-
„jenigen Orten, wo man nicht eben
„durch eine besondere Nothwendigkeit
„zum Heurathen gezwungen wird, dem
„Ehestand vorzögen. Ich getraute mir,
„wenn es nöthig wäre, starke Gründe
„anzuführen. Und wieder: Ich habe
„oben erinnert, wie ich wünschte, daß
„mehrere Kirchendiener, wenn sie die
„Gabe dazu hätten, sich der Ehe ent-
„halten, und der Vorzüge und der Vor-
„theile der Jungfrauschaft froh werden
„möchten, die der H. Paulus anführt."
Aber ein jedes Ding hat 2. Seiten: man muß es auf beeden betrachten, und dann wird sichs finden, daß der Handel ein ganz anders Aussehen gewinnt. Es bleibt wahr, und ewig wahr: die Jungfrauschaft, der ehelose Stand ist etwas vortrefliches, für Leute, die nicht geistlich sind, und für die Geistlichen gedoppelt. Aber es ist

eben so wahr: nicht jedermann hat die Gabe, ehelos zu seyn, und zu bleiben; ja ich behaupte noch mehr: Nicht jedermann kann diese Gabe erhalten, wenn er sie auch schon verlangt, und noch so ernstlich verlangt. Ich weiß, daß es Leute giebt, die daran zweifeln, und vielmehr sagen, das könne man von Gott erbitten, welcher niemand über Vermögen versucht werden lasse. Was das für ein Mißbrauch einer göttlichen Verheißung ist! Ich muß mir Gewalt anthun, in Schranken zu bleiben, weil doch einer oder mehrere angesehene Lehrer unsrer Kirche so etwas könnten gesagt, oder geschrieben haben. Aber ich gestehe Dir, und wenn es auch Bellarmin gesagt hätte, so würde ich mit ihm darüber anbinden; und wenn es so gar auf der Kirchenversammlung zu Trient festgesetzt worden wäre, so würde ich suchen, in Frankreich naturali-

sirt zu werden, da die Schlüsse jenes Koncils, die die Disciplin betreffen — und ich rechne die Materie vom Cölibat der Priester zur Disciplin — in diesem Königreich nicht angenommen worden sind. Lieber sage mir doch, wenn es der Kirche, oder dem Pabst zu einer Zeit, da man nach Pabst und Kirche noch mehr fragte, als heutiges Tages, z. E. im 9. 10. 11. Jahrhundert eingefallen wäre, den Geistlichen zu befehlen, alle Jahre 40. Tage lang zu fasten, — ich verstehe das Fasten im strengen Verstand, gar nichts diese ganze Zeit über zu essen und zu trinken — und das hat doch Christus gethan, und Moses, — würde man auch sagen können: die Gabe, so lang, ohne Wunderwerk, ohne Speise und Trank zu bleiben, und weder an seiner Gesundheit, noch am Leben Schaden zu leiden, könne man von Gott erbitten,

welcher

welcher niemand über Vermögen versucht werden lasse? Hieße das nicht Gottes gespottet? Nein, Menschenkenntniß und Erfahrung lehrt etwas ganz anders. Jener Trieb, von dem hier die Rede ist, ist eben so wenig zu bezwingen, als der Hunger und der Durst; und **Luther**, wenn ihn schon der **Herr P. Merz**, noch so derb darüber abgekanzelt hat, hat immer Recht gehabt, zu sagen: „der nicht „ehelich wird, muß nothwendig buben. „Außer der Ehe unter anhaltenden An„fechtungen keusch leben, ist eine leben„dige unmögliche Sache.“ Luther hat gelogen, sagt der Herr Exjesuit, und beweißt auf einigen Blättern, daß es nicht schlechterdings nothwendig sey, im unverheuratheten Stande unkeusch zu werden, und nicht absolut unmöglich sey, keusch darinn zu bleiben. Das hat ja aber auch Luther nicht gesagt,

daß jenes schlechterdings nothwendig, und dieses absolut unmöglich sey. Das räume ich gern ein, daß Personen von sehr kaltem Naturell, von kränklicher Leibesbeschaffenheit fast von Mutterleibe an, und von ganz angewohnter einsamer Lebensart endlich ihr Lebenlang ihre Keuschheit unverlezt bewahren können. Kann man aber nun das die Gabe der Enthaltung nennen. Und sind alle Geistliche unserer Kirche in diesem Fall? Hingegen wer von der Natur alle gehörige Leibeskräfte, eine blühende und dauerhafte Gesundheit erhalten hat, der kann ohne Wunderwerk, außer der Verheurathung unmöglich Zeitlebens keusch und rein bleiben, und wenn er ganze Wochen anhaltend darum betete, und alles, die ausgesuchteste Diät und andere Mittel anwendete, sein Fleisch zu bezähmen und abzutödten. Ehe man aber auf die Frage; ob jeder, der

der nur ernstlich will, die Gabe der Enthaltung von Gott erlangen könne, recht antworten kann, möchte vorher eine andere noch ausgemacht werden müßen: ob es zu vermuthen stehe, daß so viele 1000. von der Natur nicht verwahrloßte Personen, die in unserer Kirche ehelos sind, diesen Willen haben möchten? Daß dem so sey, wird mich kein Mensch bereden. Ich habe eine Menge Gründe, warum ich es schlechterdings nicht glauben kann. Waaum soll man etwas wollen, das Gott und die Natur nicht will; wovon man keine Verheißung hat, daß es Gott geben wolle; dessen Mittheilung dem menschlichen Geschlecht bald ein Ende machen würde? Ich schweige von mehreren. Der H. Paulus sagt nirgends, daß diejenige, die Brunst leiden, Gott um die Gabe der Enthaltung bitten sollen. Er sagt vielmehr, so vieles er

auch in jener Stelle von den Vorzügen des ledigen Standes vor dem ehelichen bezeugt hatte, es sey besser, sich verheurathen, als Brunst leiden. Er selbst blieb ledig: ganz gewiß, weil er die Gabe der Enthaltung besaß, die ihm vielleicht Gott aus weisen Ursachen, ohne sein Bitten, mitgetheilet hatte. Denn wenn er sie nicht gehabt hätte, so würde er ganz unfehlbar geheurathet haben. Aber er mißt deßwegen andere nicht nach sich und seinem Muster ab. Der Eine, sagt er, hat diese Gabe, der andere nicht. Er glaubt bey weitem nicht, daß sie jedermann haben könne, oder müße: und er hat doch die Sache unfehlbar besser gewußt, als diejenige, die, recht in den Tag hinein (ich scheue mich nicht, bey aller meiner Rechtglaubigkeit, mit der Sprache so offenherzig herauszugehen) behaupten, Gott werde einem jeden diese Gabe geben, wenn er nur

darum

darum bitte, und er lasse niemand über sein Vermögen versucht werden. Irre ich nicht, so ist etwas dergleichen auf der Kirchenversammlung zu Trient gesprochen worden. Wenn man die Köpfe jemal nicht alle unter einen Hut bringen konnte, so war es gewiß bey diesem Artikel. Ich hätte wahres Mitleiden mit den Mitgliedern dieser so ehrwürdigen Versammlung, wenn sie durchaus einstimmig gewesen wären. Aber sie warens nicht, das lehrt mich der Vater Sarpi, dem man trauen darf. Es ist leicht zu erachten, daß es an Einwürfen wider die Ehlosigkeit der Geistlichen nicht werde gefehlt haben. So gründlich diese waren, so treflich — waren die Antworten darauf. Einer sagte: das wahre Mittel, der Unenthaltsamkeit der Priester abzuhelfen, oder vielmehr dem Uebel, das aus derselbigen entspringe, sey, nur Leute von un-

tadelhaften Sitten, von unbescholtener Rechtschaffenheit und von wahrer Gelehrsamkeit, ins Priesteramt zu thun, und sie durch Erziehung, Sorgfalt, Belohnungen und Strafen in der Ordnung zu erhalten. Vortreflich! Gerade wie jener auf dem Spaziergang seinem Freund, der über Müdigkeit klagte, und nach Haus eilte, den Rath gab: wenn er zu matt sey zum gehen, so solle er springen. Also Leute, von unbescholtener Lebensart und von untadelhaften Sitten solle man das Priesteramt anvertrauen? Gut! diese aber haben ja die Probe der Keuschheit schon ausgehalten, und ehe 60 — 70. Jahre herum sind, dächte ich, könnte man nicht auf die Zuverläßigkeit einer solchen Probe rechnen. Wie viele Gemeinen werden auf diese Weise vielleicht ewig ohne Pfarrer bleiben! Und was soll die Erziehung zur Enthaltsamkeit? Kann der

Erzieher die Triebe ausrotten, die der Schöpfer in die Natur gelegt hat; und wenn ers kann, darf und soll er? Endlich wahre Gelehrsamkeit! Also ein wahrer Gelehrter hört auf ein Mensch zu seyn, ist im Stand die Begierden zu unterdrücken, die ihn anfechten und beunruhigen, Begierden, von denen er als ein Gelehrter einsieht, daß sie ganz in seine Natur verwebt sind? Ueberdieß ist ein waher Gelehrter, der Philosophie, Kenntniß der Kirchengeschichte und alle Wissenschaften, die zu einem tüchtigen Priester gehören, besitzt, derjenige gewiß zulezt, den man bereden kann, die Enthaltsamkeit sey eine nöthige Eigenschaft eines Geistlichen. Seine Gelehrsamkeit wird ihn ganz etwas anders lehren. Gerade das Gegentheil! Leute von kränlicher Leibesbeschaffenheit, von ganz verwahrloßtem Naturell, und endlich Dumköpfe, diese wären eher dazu

zu erziehen, daß sie steif und fest hierinn glaubten, was die Kirche glaubt. Und was kann Sorgfalt, Belohnungen und Strafen ausrichten? Wendet nicht die weltliche Obrigkeit Sorgfalt genug an, den Lastern bey ihren Untergebenen zu wehren? Straft sie nicht Hurer und Ehebrecher? Und doch ist des Hurens und Ehebrechens nicht weniger in der menschlichen Gesellschaft bey aller Wachsamkeit über die Unordnungen, bey aller Bemühung, grobe Ausbrüche — — denn nur diese sind ein Gegenstand der strafenden Gerechtigkeit unter den Menschen — zu verhindern. Ist aber ein Priester schon der vollkommene, der seines hohen Amts würdige, der allgemeine Hochachtung und Ehrerbietung verdienende Mann, noch mehr aber der Mann, der Gott getrost unter die Augen treten darf, wenn er sich bloß grober Ausbrüche unschuldig weiß? Giebts

keine

keine andere Sünden wider die Keuschheit, als Hurerey und Ehebruch? Ists der Kirche, die dieses Gebot gegeben hat, mehr um die Reinigkeit des Leibes, als der Seele, zu thun? Wird der Leib nicht eben so wohl durch Sünden, die man nicht nennen darf, als durch Hurerey und Ehebruch beflekt? Gesetzt aber, es gehe ohne alle Beflekung des Leibes ab, wie stehts um die innerliche Reinigkeit, um die Unschuld der Seele? Diese wird doch die Hauptsache seyn? Ohne diese ist die äußerliche Reinigkeit, wenn sie vor den Menschen noch so untadelhaft wäre, von ganz keinem Werth. Ist der berühmte Aeneas Sylvius kein guter Katholik gewesen, der mit dürren Worten behauptet hat, es wäre vielleicht nicht schlimm, wenn viele Priester heuratheten, weil doch viele in dem ehelichen Priesterstand seelig werden würden, die nun bey dem

 ehe-

eheloſen Prieſterſtand verdammt werden? Das ſchrieb er noch, ehe er Pabſt wurde. Man weiß, daß er, nachdem er die Schlüſſel Petri einmal in der Hand hatte, in vielen Stücken ſeine Meinung geändert hat, aber in dieſem nicht. Denn als Pabſt ſagte er: die Abendländiſche Kirche habe aus guten Urſachen die Ehe verboten; aber man habe gegenwärtig noch ſtärkere Urſachen, ſie ihnen zu erlauben. Das ſagte er im fünfzehenden Jahrhundert. Und Bellarmin ſagt zweyhundert Jahre hernach, gegenwärtig ſeye es noch nicht rathſam. Die Prieſter des 16. und 17. Jahrhunderts müßen nur vorzüglich heilige und keuſche Leute geweſen ſeyn. Das folgt doch aber offenbar aus dieſen zween Ausſprüchen, daß das Gebot von der Eheloſigkeit der Prieſter kein immerwährendes indiſpenſables Geſetz ſey. So wenig der Eheſtand jedermann abſolut befohlen

fohlen ist, da diejenige mit gutem Gewissen außer demselbigen bleiben können, die die Gabe der Enthaltung haben: so wenig kann er irgend jemand, der Mensch ist, absolut verboten seyn, der diese Gabe nicht hat, und der sie auch nicht verlangt, weil er sich der Rechte der Menschheit nicht begeben will, und keinen Befehl, weder in der Natur, noch in der Schrift vor sich findet, sich derselbigen zu begeben. Der Schluß, den ich irgendwo gelesen habe, daß, weil die Ehe ein fleischlicher Stand, die Priester aber geistliche Leute seyn, so schicke sich der Ehestand nicht für sie, riecht sehr nach Unvernunft. Die Geistliche haben also gar kein Fleisch mehr an sich? Ohne Zweifel, weil sie in der Schrift Engel heissen. Aber ich denke, es gebe auch eingefleischte Engel, so wie es eingefleischte Teufel giebt; und bey Uebernahme des Gelübds der

Keusch-

Keuschheit sollten sie sich wohl bedenken, ob sie in der Folge zu diesen oder jenen gehören wollen. Und ist Essen und Trinken nicht auch etwas fleischliches; und ist es nicht sonnenklar, daß heurathen für manche so nöthig wäre, als Essen und Trinken? Man erlaubt den Priestern, sich in weltliche Begebenheiten, zu mengen, ja so gar in die Regierung der Staaten. Wie viele Kardinäle und Bischöffe hat man schon an der Spize der Armeen gesehen! Ist das etwas heiligers, als der Ehestand? **Richelieu** und **Mazarini** und **Fleury**, **Wolsey**, **Ximenez**, **Portocarrero** und **Alberoni** führten das Ruder des Staats, in England, Frankreich und Spanien, sind das keine irrdische Beschäftigungen, wordurch diese Herren wohl mehr von gottesdienstlichen Verrichtungen, vom Gebet und Betrachtung göttlicher Dinge abgezogen worden sind, als wenn sie

in der Ehe gelebt hätten? Mit den Anekdoten vom K. d. B. in Frankreich zu den Zeiten der Minderjährigkeit Ludwigs XV. unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans will ich Dich verschonen. Das sind Dinge, gegen denen es ein englisches und himmlisches Leben gewesen wäre, wenn der Herr mit dem r — — H. sich hätte eine Gattin antrauen lassen. Du wirst nun, mein Lieber, bald mit mir einig seyn, daß es eben, wenn man die Sache unbefangen ansieht, rathsam wäre, sich nicht mehr lange zu besinnen, sondern, je eher, je lieber durchzubrechen, und da es der Ehren genug ist, daß das Verbot der Priesterehe fast 800. Jahre gewährt hat, Aergernisse zu ersparen, nun unter den Priestern heurathen zu lassen, wer will. Deutschland hat das Joch des Cölibats zulezt auf sich genommen: nun

sollte

sollte es solches zuerst abschütteln. Was brauchts weiter? Der Cölibat der Geistlichen ist wider die Natur, wider die Schrift, wider die Gewohnheit der ersten Kirche. „Ein Geistlicher ist völlig „eben der Mensch, der jeder anderer ist," schreibt ein gewißer einsichtsvoller Verfasser, „die Bedürfnisse und Triebe seiner „physischen Natur erfordern den Ehestand. „Gott will so gut, daß durch ihn das „menschliche Geschlecht vermehrt werde, „und er die Freuden des ehelichen Le„ben genieße, als er es bey jedem an„dern will. Weder Moses, noch Chri„stus, dieser höchste von Gott gesandte „Lehrer der Religion, noch ein Apostel, „haben jemal einem Priester die Ehe „verboten, und auch nicht verbieten kön„nen, weil sie damit das erste Gesetz „der Natur würden aufgehoben haben, „welches durch kein positives göttliches „Gesetz aufgehoben werden kann. Pau-

„lus

„lus sagt vielmehr, das er Macht
„habe, ein Weib mit sich herum
„zu führen, wenn er nicht das ehe-
„lose Leben bey seinem Amt seiner Con-
„venienz gemäßer fände. Bloß um der
„Verfolgung willen, welche den Chri-
„sten seiner Zeit bevorstand, und einem
„Verehlichten ein doppeltes Leiden auf-
„legte, widerrathet er einigen unter ge-
„wißen Umständen das Heurathen."
„Das Gelübde einer ewigen Jungfrau-
„schaft ist also für Manns- und Weibs-
„personen, fährt eben dieser Verfasser fort,
„widerrechtlich, unerlaubt und ungött-
„lich; und weder in dem Gesetz der
„Natur, noch in der H. Schrift (und
„ich setze hinzu, auch nicht in den apo-
„stolischen Canonen, und in den Ver-
„ordnungen mehrerer Concilien) gegrün-
„det: und so lange die katholische Kirche
„zugeben wird, daß eine Menge gesun-
„der, wohlgespeißter Mönche und Non-
„nen,

„nen, (die Priester lassen sich auch im
„Essen und Trinken nichts abgehen) die
„der Welt im ehelichen Leben nützlich
„seyn könnten, in Klöstern eingesperrt,
„und großen Versuchungen zur Unkeusch-
„heit, und zu heimlichen stummen Sün-
„den der Unzucht ausgesezt werden, un-
„ter dem Vorwande, ein gottgeheilig-
„tes, stilles und andächtiges Leben zu
„führen, so lange wird sie auf eine un-
„verantwortliche Weise genehm halten,
„daß viele tausend Menschen das na-
„türliche und durch Christum bestätigte
„Gesez Gottes gerade zu übertretten."
Ich müßte wider den hellen Tag und wider meine ganze Ueberzeugung handeln, wenn ich eine Sylbe hievon bezweifeln wollte. Ganz gewiß ist dieser Verfasser ein Protestant. Aber das hindert mich nicht, ihm beyzupflichten, und es bleibt dabey, ein Gebot der Kirche, das wider die Natur, wider die H.

Schrift, und wider die Gewohnheit der Ersten Kirche ist, das kann und darf aufgehoben werden. Bellarmin hat ohne Zweifel auch so gedacht, er hatte nur das Herz nicht, es gerade heraus zu sagen. Die Wahrheit allein drang ihm die paar Worte ab, daß dieses Verbot zu dieser Zeit nicht wohl möchte können aufgehoben werden. Er wollte sagen, es könne eine Zeit kommen, da es rathsam seyn werde. Daß dieses Gebot der Ehelosigkeit wider die Natur sey, das habe ich Dir hoffentlich genugsam erwiesen, und keine Philosophie wird je das Gegentheil erweisen können. Daß es wider die Schrift sey, ist am Tage. Denn ich weiß keinen von allen unsern Schrifterklärern, der etwas erträgliches über die Stellen der Bibel, aus denen unsere Glaubensgegner erweisen, daß die Ehe allen Menschen überhaupt, besonders aber den

Geistlichen, vergönnt seye, gesagt hätte. Ja es giebt so gar Ausleger, die gotteslästerliche und ärgerliche Dinge darüber zu Markt gebracht haben. Ich habe dir einige angeführt, und könnte Dir noch mit mehrern dienen. Daß der Cölibat, wenn er den Priestern als ein Gebot aufgedrungen wird, auch wider die **Praxis der ersten Christlichen Kirche** sey, davon habe ich Dir auch schon etwas gesagt. Wenn man ihn auf der Kirchenversammlung zu Nicäa auf das Tapet gebracht hat, so muß er vorher nicht im Gebrauch gewesen seyn. Und wenn die Sache auf diesem Concilio nicht durchgegangen ist, sondern erst Pabst Siricius im vierten, und Pabst Innocenz I im fünften Jahrhundert, solche aber wieder nicht allgemein, sondern nur hier und da haben durchsetzen können, so daß erst der berüchtigte Pabst **Gregor VII.** im Eilften Jahrhundert

hundert ein allgemeines und unwidersprechliches Gesez daraus machen konnte, so sind also gar mehrere Jahrhunderte verflossen, in denen die Praxis der christlichen Kirche etwas ganz anders mit sich gebracht hat, als das ehelose Leben der Priester. Und warum denn doch? möchtest Du fragen, warum hat die Kirche erst spat etwas für unzuläßig erklären können, das lange Zeit vorher zuläßig war? Ich könnte Dir antworten: das müßen nicht alle einzelne Glieder der Kirche wissen: der Pabst, das Haupt der Kirche, darf verfügen, was er will, denn er sizt auf dem Stuhl Petri, und hat die Schlüssel des Himmelreichs, kann auf Erden binden und lösen, das ist, für erlaubt und unerlaubt erklären, was er will, und niemand darf zu ihm sagen, was machest du? So antworten wenigstens die recht gehorsame Söhne des Pabstes. Nasweise Kinder den-

ken aber anders. Meine Meinung sage ich Dir jezt nicht. — Das möchte seyn, daß ich Dir meinen Unglauben frey gestünde, daß Siricius und Innocenz I. und Gregor VII. Religionsgründe gehabt haben, den Priestern die Ehe zu verbieten: diese hätten zu allen Zeiten angeschlagen, dem geistlichen Stand mehr Ehrerbietung und Hochachtung zu verschaffen, wenn die Mitglieder desselben so keusch, rein und englisch lebten? Davon wußte und sahe man gerade das Gegentheil. Wer das gesagt hat, der hat sich auf einen elenden Einfall viel eingebildet. Daß es von vielen oder von den meisten geschehen seyn soll, ist unglaublich, denn es wäre wider die Natur. Und wie konnten Einige sich in die Stelle aller setzen, und das Wort für sie führen? Und wenn es geschehen wäre, so hätten die Päbste sie zurecht weisen können, und würden

sich

sich gewiß außerdem nichts von ihnen haben vorschreiben lassen. Noch mehr aber, was bedurften diejenige, die ehelos bleiben wollten, eines Befehls dazu? Stund es ihnen nicht frey, so, wie man in der protestantischen Kirche keinen Geistlichen zum Heurathen zwingt, sondern, so viel mir bekannt ist, vielmehr nichts dawider hat, wenn einige im ehelosen Stande bleiben, aber dabey eine so untadelhafte Reinigkeit in den Sitten beobachten, daß man auch wegen der innerlichen Keuschheit entweder ruhig seyn kann; oder diesen Punkt ihrer Verantwortung vor Gott überläßt. Es waren, wenn ich mich nicht sehr irre, ganz andere Triebfedern, die dieses Gebot der Kirche bewürkten. Ich begnüge mich, sie Dir hier in der Kürze anzuführen. Mich dünkt, die ganze Maschine wurde bloß vom Interesse getrieben. Die Kirche hatte ansehnliche

Reichthümer bereits zusammen gebracht, und wollte immer größere sammlen. Der Aberglaube der damaligen Zeiten bot die Hände redlich dazu, und wer nicht wenigstens die Helfte seines Vermögens auf dem Todtenbette in ein Kloster oder zu einer Kirche vermachte, der hatte, wenn er anders alles glaubte, was ihm sein Beichtiger aufheftete, eine schreckensvolle Hinfarth vor sich, und seine Erben, wenn sie sich nicht in Zeiten eines bessern besannen, mußten es tüchtig empfinden. Wie bald würden diese Schätze geschmolzen, wenigstens zu den eingebildeten Bedürfnißen der Priester, oder auch zu einem Spar- und Nothpfenning nicht mehr hinreichend gewesen seyn, wenn die Geistliche sich verheurathet und Kinder gezeugt hätten, die die Kirche doch auch hätte ernähren müßen! Wer eine Familie hat, der sorgt für sie, wenn er nicht ein Heide

seyn und den Glauben verläugnen will. Er sucht sie auf alle mögliche Weise zu berathen, und die große Pflichten eines Vaters zu erfüllen. Meinst Du nicht, unter uns gesagt, ein mancher von den Allerheiligsten Vätern mit der dreyfachen Krone, habe aus eigener Erfahrung diese Betrachtung angestellt? Nun aber sollen die Geistlichen keine andere Sorge haben, als für die Ausbreitung und das Wachsthum der Kirche, für die Bekehrung anderer zum rechten Glauben, für die Ausrottung der Ketzereyen, für die Aufrechterhaltung und Vergrößerung des Päbstlichen Stuhls, für die Vermehrung der geistlichen Güter. An dieser Sorge könnten sie gehindert werden, wenn ihnen auch Weib und Kinder auf dem Herzen lägen. Noch mehr! die weltliche Obrigkeit hat Macht und Vermögen, auf mancherley Weise den Unterthanen wohl oder weh zu thun.

Wenn ein Vater mit vielen Kindern geseegnet ist, so hält er sich an diejenige, die etwas zu ihrem Fortkommen in der Welt und zu ihrem Glük beytragen können. Das nimmt ihm niemand übel, ja, man würde ihn für heillos halten, wenn er hierinn saumseelig wåre. So könnte es Geistlichen gehen, wenn sie Våter zahlreicher Familien wåren. Sie könnten sich an die weltliche Obrigkeit hängen, um der Ihrigen Glück zu bauen; sie würden dadurch in ihr Interesse gezogen, und die geistliche Obrigkeit müßte das Nachsehen haben. Wenn der Pabst etwa den Einfall håtte, seinen Untergebenen zu befehlen, sich in diesem oder jenem Stück der weltlichen Obrigkeit zu widersetzen, so könnten jene, aus Furcht, ihren Familien zu schaden, den Muth sinken lassen, oder gar die Parthie der Regenten ergreifen. Das kann aber nun nicht geschehen. Ein

Priester ist bloß für sich. Niemand kann ihm nutzen oder schaden, als der Pabst. Also bleibt er diesem hold und treu, und fürchtet sich sonst vor nichts. Eine Hauptursache, warum das Verbot der Priesterehe endlich durchgesetzt worden, mag auch diese seyn: Geistliche, Mönche und Weltpriester sind verpflichtet, bey allen Gelegenheiten für die Vermehrung der zeitlichen Güter der Kirche zu sorgen, guten Herzen zuzusprechen, daß sie durch Schenkungen und Stiftungen sich eine oder mehrere Staffeln in Himmel bauen. Wären sie verheurathet, so möchte man sagen, sie betteln für sich, für ihre Weiber und Kinder, die Quellen möchten vertroknen, und sie, wenn sie noch so beredte Prediger der Mildthätigkeit wären, mit leerer Hand abziehen müßen. Diese Ausrede aber hat man nun nicht. Was man von Reichen und Armen, Kin-

derlosen und solchen, die viele Kinder haben, durch Schmeicheleyen, durch gute und böse Worte, herausgepreßt, das alles ist ja für niemand, als für die Kirche, zur Erbauung einer neuen, wenn der alten noch zu viel sind, zu einer Orgel, zu einem schönen Altar, zu einem Kloster, und zu tausend andern Dingen, die mir jezt nicht beyfallen. Die Bitten sind also uneigennüzig, ja vielmehr im höchsten Grad gemeinnützig: warum sollte man sie unerhört lassen? Noch etwas muß ich nicht vergessen. Es wird nicht fehlen, so wird auch diese Betrachtung angestellt worden seyn: die Bißthümer, Abbteyen, und andere fette Pfründen könnten erblich werden, wenn man den Geistlichen das Heurathen zuließe. Dardurch würde aber das Ansehen des Pabsts erstaunlich geschwächt, und da es bekannt ist, daß nicht leicht ein Beneficium vom

Pabst anders, als für gute Bezahlung, ausgetheilt wird, so ist leicht zu erachten, daß dieß auch einen höchstnachtheiligen Einfluß auf die Päbstliche Kammer haben würde. Sind das nun keine wichtige Gründe, einen solchen Lehrsatz, als der von der Ehelosigkeit der Geistlichen ist, in der Kirche aufzustellen, und dabey, es koste, was es wolle, zu beharren? Am Päbstlichen Hof wird man ihrer unfehlbar noch mehrere wissen, die freylich nicht zur Notiz des Publici kommen. Was gehen aber alle diese Gründe doch die Kirche an? Warum muß sich ein so nahmhafter Theil des menschlichen Geschlechts ein Gebot auflegen lassen, das er entweder gar nicht beobachtet, weil ers nicht beobachten kann, oder, wenn er es auch hält, darunter, als unter einem schweren und unerträglichen Joch seufzet? Petrus, der erste Pabst und Vorfahrer der bisherigen

gen obersten Hirten der Christenheit, sagt dort zu dem Lahmen, der ihn um ein Almosen ansprach: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle. Aber wie unähnlich sind ihm seine Nachfolger! Sie wollen viel Silber und Gold haben, und desselben immer mehr zu bekommen, nehmen sie ihren Unterhirten etwas, das ihnen von Gottes und Rechtswegen gebühret; sie nehmen ihnen die Befugniß, sich zu verehlichen, die doch Christus, der Herr, selbst, seinen Aposteln, und dem Haupt derselben, Petro, nicht versagt hat. Man weiß sich in andern Dingen auf das alte Testament zu berufen: warum thut mans nicht auch hier? In der jüdischen Kirche wurde von den Priestern eine äußerst pünktliche Reinigkeit gefordert: aber das hielt man nicht für unrein,

ein Weib zu haben; nur war ihnen verboten, eine Geschwächte oder Verstossene zu heurathen. Wie hart ist das, einen Stand für unrein erklären, den doch Gott selber gestiftet hat! Ist es nicht gräulich, daß diejenige, die bekennen, der Cölibat der Priester sey ein menschliches, die Hurerey aber ein göttliches Verbot, doch behaupten mögen, einem Priester sey es eine größere Sünde, zu heurathen, als H. zu treiben. Je länger ich der Sache nachdenke, je unbegreiflicher wird mir, daß jemal eine Zeit gewesen seyn solle, in der ein so ansehnlicher und zahlreicher Theil der menschlichen Gesellschaft sich entschließen konnte, dieses Joch geduldig zu tragen, und es nicht mit Gewalt abzuschütteln. Die Ursachen sind freylich leicht zu errathen, warum es nicht geschehen ist. Es gab Zeiten, wo man glaubte, es sey vom Himmel herab geredet, was

zu Rom gesprochen wurde; wo man nicht so keck war, nur zu muchsen; wo man sich hätte bereden lassen, für wahr zu halten, der Pabst sey allwissend und allgegenwärtig. Man wußte die Leute, die so fix und fertig waren, alles zu glauben, was man ihnen aufband, tüchtig zu belohnen, mit Ehrenstellen, mit Pfründen, aber dabey immer so, daß es den Pabst selbst nichts kostete. Man geschweigte die Priester hauptsächlich dardurch, daß man ihnen stillschweigend erlaubte, sich selbst für die Entziehung der Erlaubniß der Ehe auf andere Weise schadlos zu halten. Daß es geschehen, weiß die Welt; daß es noch bis auf diese Stunde geschieht, wer will das läugnen? Wenn unter hundert Priestern zween ihrem Gelübd treu, und dem Gebot der Kirche gehorsam sind, weil etwa diese von Natur eine mehrere Anlage zur Enthaltung haben, und sol-

che durch Fasten und Beten noch mehr erhöhen, so ist es viel; die übrigen sind der Heftigkeit ihres Naturtriebs überlassen. Wenn es noch gut geht, so kämpfen sie bis aufs Blut mit den Anfechtungen des Fleisches, und endlich unterliegen sie, zwar einige ohne sich grober Ausbrüche schuldig zu machen, aber doch nicht ohne Befleckungen, die ihnen schwer auf ihrem Gewissen aufliegen müßen. Andere aber und unfehlbar der gröste Theil, ergiebt sich würklicher Unzucht. Schande, daß man es sagen muß; aber die Wahrheit erfordert dieses schmähliche Opfer. Und nun, wer hat es zu verantworten? Wer hat von dem dardurch unter den Laien zum unläugbaren Nachtheil der Religion, besonders der Katholischen Religion bey den Glaubensgegnern angerichteten Aergerniß Rechenschaft zu geben? Gottlob? die Priester nicht allein! Wenn sie auch

Schuld

Schuld tragen, so tragen sie nicht die gröste, sondern diejenige, die die Kirche vorstellen wollen, die mit Rath und That dazu geholfen haben, ein solches mörderisches und menschenräuberisches Gesetz aufzubringen. Wer kann es Luthern verargen, er mag auch gewesen seyn, wer er will, und wenn er tausend Fehler gemacht hat, daß er sich vielleicht diesen einzigen Artikel vom Priestercölibat, wider den Pabst hat aufbringen lassen, und nicht geruhet hat, bis das im Stand war, worüber noch bis auf diese Stunde die wahre katholische Kirche seufzet. Der Herr Pater Merz meint zwar Wunder, wie er ihm in seiner Predigt: **Frag: ob D. Luther nicht unverantwortlich gehandelt, daß er die Mönche und Nonnen zur Ehe angehalten?** die Hölle so heiß gemacht habe. Er will die Höllenwürdigkeit des Verbrechens erweisen,

daß

daß er selbst eine Frau genommen, und andere zum ehlichen Leben aufgemuntert habe. Sein Schluß ist der: wer Gott ein Gelübde thut, der muß es unverbrüchlich halten, sonst verscherzt er seine Seeligkeit. Nun aber hat Luther bey den Augustinern aus freyer Entschließung, ohne Zwang (woher weiß der Herr Domprediger diß?) nach vorhergegangenem ProbJahr, da er hätte das Kloster wieder verlassen können, wenn er sich nicht zum Mönchleben geschikt gefunden, das Gelübde einer beständigen Keuschheit abgelegt: gleichwohl nach dem 41sten Jahr dasselbe gebrochen: also ist er damit ein verdammter Mensch geworden. Ich will hierauf den Schriftsteller antworten lassen, den ich Dir schon oben angeführt habe: „Bey diesem Schluß, schreibt er, so „bündig er zu seyn scheint, ist ein „Hauptumstand aus der Acht gelassen

„worden, nemlich der Beweis, daß es
„einem gesunden Menschen, männlichen
„oder weiblichen Geschlechts, jemals er-
„laubt sey, eine ewige Jungfrauschaft
„zu schwören, welches der Natur und
„der Bestimmung des Menschen, mit-
„hin der Absicht des Schöpfers, der
„den Trieb zum Begatten in uns ge-
„pflanzt hat, zuwider seyn würde; und
„wenn er es in frühern Jahern des Le-
„bens im Irrthum, aus Mangel richti-
„ger Erkenntniß und genugsamer Prü-
„fung, was es damit auf sich habe,
„oder aus Aberglauben, wie Luther,
„gethan hat, daß er nach erlangter Ein-
„sicht von der Unnatürlichkeit und Un-
„rechtmäßigkeit eines solchen Gelübds,
„es dennoch zu halten verbunden sey.
„Ehe dieses erwiesen ist, gilt der gan-
„ze Schluß des Herrn Paters nichts,
„und diesen Beweis möchte er wohl
„schuldig bleiben. Ein Gelübd oder

„ein Eid, dadurch man sich zu einer
„unerlaubten, dem göttlichen Willen zu-
„widerlaufenden Handlung anheischig
„gemacht hat, verliert seine völlige Ver-
„bindlichkeit, und darf durchaus nicht
„von dem, der dessen Unrechtmäßigkeit
„nachher einsieht, gehalten, sondern
„muß gerade Gewissenshalber nicht ge-
„halten werden. So bald also Luther
„zu der Ueberzeugung kam, daß das
„ehelose Mönchsleben schlechterdings das
„göttliche Gebot aufhöbe, so war er in
„seinem Gewissen verbunden, nicht al-
„lein andern davon abzurathen, sondern
„sich auch selbst an sein im Irrthum ge-
„thanes Gelübde der Keuschheit nicht
„mehr zu binden, und durch seine ei-
„gene Verheurathung ein gutes Beyspiel
„zu geben. Machte er sich nach diesem
„gethanen Schritt in seinem Gemüth
„anfänglich einige Unruhe darüber, wie
„**Herr Merz** solches anzuführen nicht

„vergessen hat, so rührte das von ge„wißen tief eingewurzelten Vorurthei„len seiner Zeitverwandten, uud haupt„sächlich von der Besorgniß her, daß er „seinem wichtigeren Geschäfte, dem Re„formationswerke so wohl, als seiner „Ehre bey vielen Leuten möchte Scha„den gethan haben. Wir wissen aber „aus seinem nachmaligen häufigen Ge„ständniß, und Herr Merz kann es „auch wissen, wie ruhig Luther dar„über in seinem Gemüth geworden, und „wie vergnügt und glüklich seine Ehe „gewesen sey." Ich konnte mich nicht enthalten, Dir diese ganze Stelle ausführlich herzusetzen, wenn sie schon aus der Feder eines Protestanten geflossen ist. Es ist kein unwahres Wort darinn, wie das Hr. Merz selber gestehen müßte, wenn er redlich heraus gehen wollte. Und soll es bloß falsch seyn, weil es nicht auf das Kirchengebot paßt, wovon

von die Rede ist, so müßte auch vieles falsch seyn, was die Schrift und die apostolische Kanonen sagen, welches zu behaupten leichtsinnig und gotteslästerlich wäre, und das wird hoffentlich keinem Menschen, dessen Hirn nicht verwahrloset ist, in den Sinn kommen. Lasse Dir bey diesen meinen Sätzen nicht bange seyn, lieber Bruder, so hart sie lauten. Ich verschanze mich immer hinter meinen Bellarmin, wenn mir selbst — denn die Stunden sind ungleich — der Angstschweiß darüber ausbrechen will, daß ich auf einem so bedenklichen und schlüpfrigen Weg einhergehe, auf dem einem leicht kein geringer Unfall begegnen könnte. Und Bellarmin hat geschrieben, zu seiner Zeit geschrieben, es sey nicht rathsam, nicht vorträglich, daß das Verbot der Priesterehe gegenwärtig nachgelassen oder aufgehoben werde. Er gesteht also eben dar-

durch ein, und müßte Wort haben, wenn man ihn darüber zu Red stellen könnte, daß eine Zeit kommen könne, wo es rathsam und vorträglich wäre, dieses Verbot nachzulassen, und aufzuheben. Er war dem Pabst und seinem Ansehen eifrig ergeben, so ergeben, daß vor und nach ihm keiner gewesen ist, der es höher getrieben hätte. Sage ich also etwas, das dem Ansehen des Allerheiligsten Vaters Nachtheil bringen könnte, wenn ich sage, es wäre jezt Zeit, hierinn eine Aenderung zu treffen? Ich denke nicht. Meine Gründe will ich Dir vorlegen. Das Ansehen des Päbstlichen Stuhls ist immer noch auf einem so guten Fuß, daß er zu Aufrechterhaltung desselben die Ehelosigkeit der Priester nicht mehr nöthig hat. Die geistliche Güter sind so beträchtlich, daß sie es kaum empfinden würden, wenn auch etwas mehr davon

zur Unterhaltung der Weiber und Kinder der Geistlichen müßte hergegeben werden. Das wird aber nicht einmal nöthig seyn. Unter den Mönchen wird aufgeräumt. Man wird so viel bey den aufzuhebenden Klöstern und Orden gewinnen, daß man den Weltpriestern ihr Gehalt verbessern kann, ohne die übrige Güter der Kirche nur von weitem anzutasten. Wenn der Pabst die Ehe frey giebt, so wird er sich die gesammte Priesterschaft dadurch aufs neue dergestalt verpflichten, daß sie nicht nur ihm ferner aufrichtig beygethan bleiben, sondern auch Gut und Blut, Leib und Leben für ihn daran wagen wird. Daß die Bisthümer und Abbteyen nicht erblich werden, sondern der Pabst auch in Zukunft bey dieser neuen Einrichtung das Heft in der Hand behalten kann, um solche mitzutheilen, wem er will, das steht nur bey ihm. In der Luthe-

rischen und Kalvinischen Kirche sind die Pfründen und Pfar-eyen ja auch nicht erblich, wenn sich schon ihre Geistliche verheurathen: warum hat man denn diese unnütze Sorge in unserer Kirche? Ich habe noch niemal gehört, daß die Erzbisthümer und Bisthümer in England erblich seyen; eben so wenig in Schweden und Dännemark. Also dieser Einwurf bedeutet auch nichts. Und was willt Du erst dazu sagen, daß es in ganz neuern Zeiten katholische Bischöffe gegeben hat, die im Ehestande lebten? Der berühmte Bischoff von Meaux in Frankreich, Bossuet hat, wie es sein Sekretär der Welt ungescheut gesagt hat, in einer geheimen Ehe mit der Madame von Moleonne gelebt. Der Gedanke war nicht unfein. Ihm als Bischoff war die Ehe verboten, unkeusch wollte er nicht leben, und seine Bedürfniß gestattete es doch nicht,

ohne

ohne eine Gehülfin zu seyn. That er übler hieran, als wenn er sich Ausschweifungen erlaubt hätte? Ich glaube, der Satz der Philosophen ließe sich ganz bequem hierauf anwenden, daß, wenn eine Person vom Stande keine standesmäßige Heurath treffen kann, und doch sehr erlaubte Absichten hat, sich zu verheurathen, dieses Auskunftsmittel das beste ist. Man trift eine Ehe, die alle wesentliche Eigenschaften hat, aber wo der geringere Theil sich kraft eines ausdrüklich errichteten Vertrags gefallen läßt, nicht die Namen und Titel des Vornehmern zu führen, auch nicht an allen Vortheilen desselben Theil zu nehmen. Wie wäre es, wenn diese Art der Ehe auch bey unserer, besonders vornehmen, Geistlichkeit eingeführet würde? Das würde die Zerstreuung der Kirchengüter hindern, und es könnte noch manche andere gute Seiten haben.

Schon mehrmalen ist mir der Gedanke gekommen: Um wie viele tüchtige, rechtschaffene, würdige Geistliche dieses harte Verbot unsere Kirche, seit dem es im Schwang gehet, gebracht habe? Du wirst mir gewiß Beyfall geben, wenn Du es überlegest. Mancher hat vortrefliche Anlage und Gaben zu diesem Stand, und gäbe Hofnung in demselben der Kirche Ehre zu machen, und der Religion großen Vortheil zu bringen. Er hat den besten Willen, durch Studiren sich immer mehr zu vervollkommnen: aber zugleich ein lebhaftes Temperament, eine blühende Gesundheit. Er fühlt den Trieb auch, den viele Millionen Menschen haben, ja der unter vielen Millionen, vielleicht nur bey einem oder zween nicht, anzutreffen ist, den Trieb, dessen er sich nicht schämen darf, weil er der menschlichen Natur vom Schöpfer eingepflanzt ist. Er weiß,

daß

daß er ihn, dem Gebot der Kirche zu folge, wenn er geistlich wird, nicht befriedigen darf. Er ist zu gewissenhaft dazu, sich Hurerey und Unzucht, auch nur geheime Sünden der Unreinigkeit zu gestatten, weil er weiß, daß ihm das, als einem Diener der Kirche doppelt Sünde wäre. Er glaubt auch, daß bey einer gezwungenen Keuschheit, die also nicht rechter Art seyn würde, seine Gesundheit Schaden leiden müßte. Um sein Gewissen zu retten, entschließt er sich daher nicht geistlich zu werden, sondern eine Lebensart zu erwählen, in der er sich verheurathen darf. Die Kirche verliert also an ihm einen Mann, dessen Abgang ihr durch viele andere nicht ersezt wird, die ohne ihre Kräfte zu prüfen, aus Leichtsinn, entweder mit gar keinen, oder sehr mittelmäßigen Gaben, ohne Vorsatz, rechtschaffene Priester zu werden, geschwind zufahren,

ren, und sich diesem Stand widmen. oder von den Ihrigen, die blindlings, wie es gemeiniglich geschiehet, dabey zu Werk gehen, sich widmen lassen. Glaubst du hingegen nicht, daß es auch auf der andern Seite solche giebt, die, ohne den geringsten innerlichen Beruf zum Kirchendienst zu haben, ich will sagen, denen es gänzlich an Gaben dazu fehlt, die nicht einmal einen tüchtigen Handwerksmann abgeben würden, will geschweigen einen Lehrer der Kirche, denen öfters ein Kartenspiel besser einleuchtet, als die Homilien des H. Chrysostomus, dennoch kein Bedenken tragen, den geistlichen Stand zu ergreiffen? Sie trösten sich mit den Beyspielen anderer, die auch ohne Genie, ohne Wissenschaften, ohne Rechtschaffenheit, ohne Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche Hirten der Gemeinden seyen, Messen lesen, alle Vierteljahre eine

Predigt

Predigt halten, alle 14. Tage einen Kranken mit den H. Sakramenten versehen, und sonst ihrem Amt taliter qualiter vorstehen, ihre Besoldung einnehmen, von ihren Kirchenkindern gefürchtet und verehrt werden, und wenn sie schon nicht heurathen dürfen, dennoch Mittel und Wege genug wissen, dieser Inkonvenienz abzuhelfen. Das Verbot der Ehe sicht sie nicht an, so sehr sie bey sich selbst fühlen, daß sie des Ehestands, um des Brennens los zu werden, so gut bedürfen, als Weltleute. Ja, ich muß Dir mir Wehmuth sagen, daß mit einstens einer aus unserm Orden unverholen bezeugt hat, die Priester habens in diesem Punkt noch besser, als andere, die bey Einem Weib bleiben müßen. Jene können Abwechslung haben; sie seyen nicht an Eine Person gebunden; Weib und Kinder machen ihnen keine Unlust und Sorgen,

und

und warum sie Bedenken tragen sollten, sich auf diese Art zu helfen, da die Canonisten unsrer Kirche deutlich sagen, die Kirche habe den Priestern die Ehe verboten, nicht aber, H. — zu halten — Ein Sprüchlein, wovon ich Dir sonst schon geschrieben habe — Ein anderer gar nicht alter Römischkatholischer Skribent lehrte öffentlich; „Der Geistliche, der „H. — triebe, seye kein Ketzer, außer „wenn ein hartnäckiges Urtheil des Ver„standes wider das Wort Gottes und „das Gebot der Kirche hinzu komme, „so, daß er behaupte, einem jeden „seye ein Weib so nothwendig und un„entbehrlich, als Speise und Trank; „oder das Gelübd der Keuschheit seye „schlimmer als Ehebruch und Unreinig„keit." Ist es auf diese Weise nicht am Tag, daß vielleicht tausende, die man um ihrer gänzlichen Untüchtigkeit willen zu einem so heiligen Amt von

dem

dem Schafstall der Kirche mit Gewalt abhalten sollte, sich eben deswegen in denselben eindringen, um ihren bösen Lüsten den Zügel nach aller Herrlichkeit schießen zu lassen, das sie im Ehestand nicht so bequem und ungehindert thun zu können glauben? Wie können solche ihre Zuhörer vor den Sünden der Unzucht und Hurerey warnen, sie zur Keuschheit und Reinigkeit des Leibes und der Seele ermahnen, wenn sie sich nicht nur gleicher Vergehungen schuldig wissen, sondern auch alle Ursache haben, zu glauben, daß ihr schändliches Leben ihren Zuhörern bekannt sey? Ich erschreke, wenn ich solche Betrachtungen bey mir anstellen muß, und würde mich kaum zu fassen wissen, wenn ich mich nicht mit der festen Ueberzeugung aufrichtete, einmal die Zeit könne nicht mehr ferne seyn, da diesem großen und vielfachen, und in so mancher Rüksicht bedau-

daurungswürdigen Uebelstand, dem man nun lang genug, 6 — 700. Jahre, nachgesehen und ihn, wiewohl mit unaufhörlichem Widerspruch der Gutgesinnten in unserer Kirche, geistlichen und weltlichen Standes, geduldet habe, abgeholfen werde. Hat man schon manches verbessert, das einer Verbesserung bedurfte, warum soll es hier immer beym alten bleiben? Sieht man ein, daß das Mönchswesen eine Sache ist, nach der man sehen, und die man in andere Wege einleiten dürfe, um offenbare Mängel und Gebrechen wegzuschaffen, und für die Kirche Gottes etwas ersprießliches zu stiften, da doch die Klostergelübde auch Gebote der Kirche sind: warum soll das Gebot der Kirche von dem Cölibat der Priester nicht auch einen Abfall leiden können? Doch Geduld! Die Scene kann sich plözlich ändern. Es darf nur einem Minister eines

nes Fürsten, dessen scharfem Blick nichts entgeht, was immer zu Angelegenheiten des Staats gehört, einfallen, den Cölibat der Geistlichen in diesem Gesichtspunkt zu betrachten, und die Frage aufzuwerfen, ob er dem Staat vorträglich oder schädlich sey, so ist es gethan; und wie diese Frage beantwortet werden müße, darauf darf man sich gar nicht lange besinnen. Du wirst mich anhören, wenn ich Dir meine Gedanken kürzlich vorlege. Ein Regent ist nur deswegen und zu dem Ende Regent, damit seine Unterthanen glükliche Menschen seyn mögen. Wenn er das bewürkt, oder wenigstens sich alle Mühe giebt, es zu bewürken, so thut er seiner großen Pflicht eine Genüge. Daß die Geistlichen, die in einem gewißen Land leben, auch Unterthanen des Landesherrn sind, wenn sie schon daneben auch unter dem Pabst und den Bischöffen stehen,

hen, das mag meinetwegen noch einem Widerspruch unterworfen seyn; ich für meine Person bin davon vollkommen überzeugt. Behauptet ja ein Schriftsteller aus unserer Kirche, daß auch die Klöster und die Versammlungen der Mönche darinnen, sammt allen Orden der weltlichen Gewalt unterworfen seyen, weil die Gelübde gar nicht zur Seeligkeit nöthig sind, dardurch man sich zu einem von andern Bürgern abgesonderten Leben verbindet, und außerordentlichen Vorgesetzten blindlings unterwirft, welche uns die Religion und die Natur nicht gegeben hat, und welche keinen andern Vorgesetzten erkennen, als den Römischen Pabst selbst, u. s. w. Sind die Mönche dem Landesherrn unterworfen, so sind es noch vielmehr die Weltpriester; und sind es diese, so ist der Landesregent nicht nur berechtigt, sondern so gar verbunden, auch für ih-

re Glükseeligkeit zu sorgen, und wenn ihnen jemand daran hinderlich seyn will, sie dabey zu erhalten und zu schützen. Der Ehestand ist zur Beförderung der menschlichen Glükseeligkeit von Gott, der am besten wissen muß, was gut ist, eingesetzt. Etwas Unheiliges kann er auch nicht seyn, sonst könnte er weder von Gott seinen Ursprung haben, noch schon im Stand der Unschuld gestiftet worden seyn. Ein Regent ist also befugt, troz denen, die etwas dawider einwenden wollten, diesen Stand allen Gliedern seines Staats, für deren Wohlfahrt er besorgt ist, zu gestatten, und sie bey dem Recht, das ihnen Gott und die Natur eingeräumt hat, zu handhaben. Die Ehe, durch welche das menschliche Geschlecht fortgepflanzt und die bürgerliche Gesellschaft erhalten wird, ist eine Sache, darüber die weltliche Obrigkeit nothwendig wachen muß. Sie

kann und darf nicht gestatten, daß die Geistlichkeit sich das Recht anmaßt, sie den Unterthanen zu versagen. Die Ursache ist leicht einzusehen, und hat einen offenbaren Einfluß auf die Bevölkerung; der Staat verliert bey der Ehelosigkeit der Geistlichen. In den Ländern, die der Römischkatholischen Religion zugethan sind, ist ohnehin die Geistlichkeit weit zahlreicher, als in den Ländern der Protestanten. Man zähle z. E. die Erz- und Bisthümer, Abbteyen, Dechaneyen nur in den Königreichen Frankreich und Neapel, anderer Katholischer Staaten, Spanien und Portugall, und einiger kleinern in Italien, Mayland, Florenz, des Kirchenstaats, &c. &c. nicht zu gedenken, zusammen, und vergleiche damit in Protestantischen Ländern, dem Protestantischen Deutschland, England, Dännemark, Schweden, Preussen,

sen, nach Verhältniß der Größe die gottesdienstliche Personen, man wird erstaunen, wie gering ihre Anzahl in diesen Ländern gegen ihrer Menge in jenen ist. Es wird nicht fehlen, so sind 2. Drittheile Priester mehr in einem katholischen, als in einem protestantischen Lande, die Mönche und Nonnen nicht einmal mit eingerechnet. Daß die Religion bey dieser überwiegenden Anzahl von ihren Dienern nichts gewinne, ist am natürlichsten daraus zu erweisen, daß bey den Protestanten die Religion doch nicht zu Grund geht, wenn sie schon weit wenigere Geistliche haben. Kein Gewinn ist schon Schade. Daß der Staat nichts dabey gewinne, sondern vielmehr verliere, ist aus manchen Ursachen klar. Ich begnüge mich, nur ein paar anzuführen. Die Geistliche gehören zu den Gelehrten, wenn sie schon nicht allemal, besonders

in unserer Kirche, unparteyisch zu reden Gelehrte sind. Zuviele Gelehrte sind dem Staat schädlich. Es giebt viele andere Lebensarten, die man weit weniger entbehren kann, als die Gelehrte; diesen werden diejenigen entzogen, die sich ohne Noth in die Zunft der Gelehrten einschreiben lassen, oder Geistliche werden. Ackerbau, Handlung, Fabricken und Manufakturen leiden unter der übermäßigen Menge der Gelehrten und Geistlichen Noth, und doch sind es die Dinge, die zum blühenden Wohlstand eines Staats ungemein viel beytragen. Die Geistliche zahlen keine Steuren, und sind von Abgaben frey, wenigstens in katholischen Ländern; was muß das für einen Riß in die Einkünfte des Staats machen! Entweder werden diese gar darum verkürzt, oder müssen die übrige Unterthanen in die Lücke stehen. Bey beydem leidet der Staat.

Hierzu kommt nun noch die Ehelosigkeit dieser vorhin schon allzuzahlreichen Gesellschaft in dem Staat. Ist es zu viel, wenn ich annehme, in einem katholischen Lande machen die Geistliche den dritten Theil der Einwohner aus? Ich glaube nicht. Und diese nun tragen lediglich nichts zur Bevölkerung bey. Es ist zu verwundern, daß die Provinzen, die dem Gehorsam des Pabsts unterworfen sind, in Absicht auf die Volksmenge noch keinen Banquerout gemacht haben. Was aber noch nicht geschehen ist, kann in Zukunft geschehhen, wenn dem Uebelstand nicht abgeholfen wird. Ein Gewißer rechnet folgende Dinge zu den Ursachen der Zerstörung des menschlichen Geschlechts, Pest, Krieg, Hunger, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kastraten, Geistliche. So hart das lautet, die Geistliche in die Reihe der Landplagen zu setzen,

so gegründet ist der Gedanke. Pest, Krieg, Hunger entvölkert die Erde; das thut die Ehelosigkeit der Geistlichen nicht minder: also ist in diesem Betracht kein Unterschied unter dieser und jenen. Jenes sind dazu noch vorübergehende und nicht immer fortdaurende Landplagen; diese aber wütet unaufhörlich unter den Menschen fort. Wenn die Pest in einem Lande in wenigen Monathen einige Tausend dahinreißt, so erschrikt man darüber; und doch bringen tausend unverheurathete Priester in einem Jahr eben diese Würkung hervor; darüber entsetzt man sich nicht, weil mans gewohnt ist. Kriege haben seit etlichen hundert Jahren viele Millionen Menschen dahin geraft: könnte man die Geistliche zählen, die innerhalb dieser Zeit in der Welt gewesen sind, ohne etwas zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts beyzutragen,

und berechnete man nur nach der Mittelzahl diejenige, die von ihnen hätten erzeugt werden können, so würde die Anzahl dieser ungeheuer größer seyn, als derer, die in den Kriegen umgekommen sind. Zwar murmeln einige, es gehe bey den Geistlichen, wenn sie schon ehlos seyen, nicht ganz ohne Bevölkerung ab; wenigstens habe es Zeiten gegeben, da sie in diesem Stück ihren Mann gestellt hätten. Man führt in der Kirchengeschichte eine hieher gehörige Begebenheit zum Beweis an. Der Pabst Gregor der Große habe einstens auf einer feyerlichen Visitation die Früchte der den Geistlichen verbotenen Ehe zu seinem großen Schrekken wahrgenommen, und in einem Fischteich, der einem Kloster zugehört habe, 6000. Kinderköpfe gefunden; dieß habe ihn veranlaßt, sein voriges Verbot aufzuheben, und den apostolischen

Rath auch genießen zu laßen: Es ist besser heurathen, denn brennen, oder Gelegenheit zu Mordthaten zu geben. Die Geschichte riecht nach der Fabel; ich möchte nicht darauf rechnen. Man bedarf ihrer aber gar nicht, um eine Aehnlichkeit zwischen der Ehelosigkeit der Klerisey und den Kriegen zu finden. Diejenige, die der Welt gar nicht geliefert werden, wenn sie ihr durch den ordentlichen Weg der Ehe hätten geliefert werden können, sind ihr so gut entzogen, als wenn sie ihr durch Mord entzogen worden wären. Man hat die Frage aufgeworfen, ob seit der Erfindung des Schießpulvers durch **Konstantin Angklizen**, einen Mönchen, die Kriege für das menschliche Geschlecht, verderblicher geworden seyen, als vorhin, da man sich, um einander umzubringen, anderer Waffen bediente? Man mag darauf antworten, wie man

will, so zweifle ich, ob dieser Mönch, durch seine Erfindung dem Menschengeschlecht mehr geschadet habe, als die Päbste, denen man die Ehelosigkeit der Klerisey zu danken hat. Und diese haben allemal mehr Verantwortung, da sie es mit Vorbedacht und mit häufigem scharfem Widerspruch anderer gethan haben, als der Mönch, der ohne allen Vorsatz, etwas so mörderisches in die Welt zu bringen, ganz von ungefehr auf diese Erfindung gekommen ist. **Theurung** und **Hunger** hat schon grosse Niederlagen unter den Menschen angerichtet, es ist eine der fürchterlichsten Plagen. Aber gewiß ist nicht die Helfte Menschen dardurch aufgerieben worden, als das Kirchengebot des Cölibats der Geistlichkeit auf der Erde aufzutreten gehindert hat. Endlich **Kastraten** — Man hält diese Erfindung, Personen männlichen Geschlechts etwas zu rauben,

rauben, das ihnen die Natur aus grossen und weisen Ursachen gegeben hat, für etwas Unmenschliches; nur an den Höfen barbarischer Regenten im Morgenlande sind sie unentbehrlich in den Harems, damit sich die verliebte Prinzen der Keuschheit ihrer Freundinnen, deren eine so große Anzahl ist, versichert halten können. In Italien ahmt man hierin den Morgenländischen Prinzen nach, freylich in einer andern Absicht, die aber, genau betrachtet, nicht edler ist — um vortrefliche Sänger zu haben. Daß das der Bevölkerung, besonders in einem Lande, wo vorhin alles von Mönchen und Geistlichen wimmelt, nicht vorträglich seye, ist leicht zu begreifen. Ich habe noch zweyerley hiebey zu bemerken: Einmal: Pest, Krieg, Hunger, und Kastraten, zusammengenommen, haben, seitdem die Ehelosigkeit unter der Klerisey eingeführt ist, der

Erde gewiß nicht so viele Bürger entzogen, als dieses Kirchengebott. Seit mehr, als hundert Jahren ist die Pest etwas Seltenes in den allermeisten Provinzen von Europa. Eine reinlichere Lebensart, Nüchternheit und Mäßigkeit, genauere Diät — einige behaupten sogar, der Gebrauch des Caffeegetränks — E die höher getriebene Kunst der Aerzte, und, ich scheue mich nicht auch das noch hinzuzusetzen, aufgeklärtere Begriffe, da man sonst in Pestzeiten, besonders unter dem Pöbel, dießfalls gut Türkisch dachte, haben diese Plagen so von unsern Grenzen verbannt, daß ich nicht weiß, ob man sie noch sollte zu befürchten haben. Die Kriege sind nicht mehr so häufig und so mörderisch, als ehemal. Man hat die Kunst gelernt, Länder durch Federn in den Kabinettern zu erobern, ohne Menschenblut auf der Erde strömen zu lassen; und wenn es

würklich

würklich Krieg giebt, besonders zu Lande, so bringt ein baldiger Friede die Waffen wieder zur Ruhe. Theurung und Hungersnoth sind auch seltener, als sie vor Jahren gewesen sind. Wenn man schon der Vorsehung dabey nicht aus der Hand gehen kann, von welcher Mißwachs, die Ursache der Theurung, abhängt, so hat man doch auch das in unsern Tagen gelernt, durch kluge Policeyanstalten diese Plage so erträglich und leidlich zu machen, als immer möglich ist. Zum andern aber muß ich einem Einwurf begegnen, der mir aus eben diesem, was ich bisher gesagt habe, gemacht werden könnte. Ein hitziger Vertheidiger des Cölibats der Geistlichen wird sagen: Wohlan, wenn also Krieg, Hunger und Pest keine solche Niederlagen mehr unter den Menschen anrichten, als vormalen, was klagt man über den Cölibat der Priester?

Der angebliche Schade wird reichlich dardurch ersetzt, daß jene zerstörende Zufälle theils seltener, theils erträglicher sind, als in vorigen Zeiten. Wenn es also auch eine Sache der Regenten wäre, sich darein zu mischen, wie sie es nicht ist, so hätten sie Ursache, gelinder davon zu denken, und in Erwägung zu ziehen, daß sie ja für die Bürger, die etwa, wenn es wahr ist, so viele unverheurathete Geistliche dem Staat entziehen, durch die Seltenheit der in vorigen Zeiten so gewöhnlichen Ursachen der Entvölkerung reichlich und zum Ueberfluß schadlos gehalten werden. Ich fürchte mich vor diesem Einwurf nicht, so scheinbar er ist. Warum soll man Ein Uebel noch dulden, bloß deswegen, weil zwey oder drey andere Uebel gehoben sind? So bald erwiesen ist, daß die Ehelosigkeit eines ansehnlichen Theils der menschlichen Gesellschaft ein Uebel

ist

ist, und daß sie das sey, davon zeugt ihre Würkung, nämlich die Entvölkerung — so bald ist auch die Befugniß, diesem Uebel abzuhelfen, dargethan; ja nicht nur die Befugniß, sondern auch die Verpflichtung auf Seiten derer, die die Macht dazu in Händen haben. Doch die Bevölkerung ist es bey weitem nicht allein, warum Regenten alles Ernsts darauf dringen sollten, das nun so lange und nur gar zu lange im Schwang gegangene Verbot der Ehe bey der Klerisey abzuschaffen. Es sind noch andere Rücksichten, die bey nahe eben so wichtig sind, und auf die ein sorgfältiger und gewissenhafter Regent ohne Anstand Bedacht zu nehmen hat. Dem Staat, und seinem Oberherrn ist daran gelegen, und muß daran gelegen seyn, daß die Religion, und die Ehrfurcht für dieselbige ungekränkt bleibe und aufrecht erhalten werde. Das müßen so gar diejenige

nige Regenten gelten lassen, die für ihre Person selbst nicht eben gar religiös sind. Auch in einem Land, wo die Freyheit zu denken aufs höchste getrieben wird, wo man sagen und schreiben und drucken lassen darf, was man will, dergleichen Länder es in Europa giebt, ist doch derer immer die gröste Anzahl, die keine Irreligionairs sind; sonst könnte auch der Staat nicht bestehen. Ganze Gesellschaften von solchen, die keinen Gott, keinen Himmel und Hölle glauben, werden nicht geduldet, besonders, wenn sie ihre Sätze ausstreuen und Glaubensbrüder werden wollten. Was trägt aber nun am meisten dazu bey, daß die Religion im Ansehen bleibt, die die Stütze des Staats ist? Fürwahr nicht die Gelehrsamkeit der Geistlichen, nicht ihre Beredsamkeit, so großen Einfluß beydes auch auf die Laien hat; sondern vielmehr ein tugendhaftes Leben

ein unsträflicher Wandel derer, die die Religion predigen, und die Sakramente verwalten. Nicht die Wahrheit, sagte einstens ein rechtschaffner Mann, ist es, die die Menschen überzeugt, sondern der Mann, der sie sagt. Ich glaube, daran könne kein vernünftiger Mensch zweifeln. Du weißst nun schon, mein Lieber, was ich damit sagen will. Ist es wohl möglich, daß alle unsere Priester den Ruhm der Heiligkeit, auch nur eines vor Menschen unanstößigen Wandels, bey ihren Zuhörern, überhaupt bey Weltleuten behaupten können, so lang sie, ganz wider ihr Vermögen, genöthiget bleiben, außer der Ehe zu seyn? Kann man den Laien zumuthen, zu glauben, daß ihre Lehrer mehr, als Menschen, seyen, da sie, wie es nicht anders seyn kann, die menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit in andern Stücken je und je blicken lassen?

lassen? Sie würden aber mehr, als Menschen seyn, wenn sie diejenige Keuschheit, die man von ihnen fordert, ausser der Ehe behaupten könnten. Wenn das nun die Laien vors erste nicht glauben, und dann aber auch Geschichtichen aufzuzählen wissen, die etwas ganz anders, als die unbefleckte Reinigkeit ihrer Priester am Leib und an der Seele beweisen: wer will sich verwundern, wenn sie die Religion für ein bloßes Geschwäz halten, mit der man machen könne, was man wolle, da ja die Geistliche auch anders leben, als sie lehren. Der Nachtheil für das Christenthum, der hieraus entsteht, ist sichtbar, und muß sich ohnfehlbar auch auf den Staat verbreiten, der doch allemal glücklicher seyn wird, wenn seine Mitglieder tugendhaft sind, als wenn sie sich in allen Lastern herumwälzen. Und sage mir doch, sind nicht die protestantischen

Staaten in allem Betracht blühender, als die katholische, wenn ich wenige, z. E. die unserm allerdurchlauchtesten Kaiser angehörige, ausnehme, die sich freylich mit allen andern messen können? Ich suche nun die Ursachen hievon nicht bloß in diesem Umstand; aber er trägt doch das Seinige auch, und gewiß ein nahmhaftes, dazu bey. Die Geistlichen werden dardurch, wenn sie heurathen, mit dem übrigen Körper der bürgerlichen Gesellschaft genauer verbunden; sie nehmen mehrern Antheil an seinem Vortheil und Schaden, und suchen, nach ihren Kräften jenen zu befördern, und diesen abzuwenden. Wie viele Mädchen werden versorgt und berathen, wenn auch Priester freyen dürfen, die sonst ihre Tage in Unmuth und Kummer über ihre ewige Jungfrauschaft hätten zubringen müssen! Die Kinder, die aus diesen Ehen gebohren werden, genießen eine

bessere Erziehung: Vortheil genug für den Staat, wenn er in Zukunft nicht nur mehrere, sondern auch bessere Bürger erhält. Man bekommt ein besseres Vertrauen zu den Geistlichen, wenn sie auch hierinn Erfahrung bekommen, die ihnen bisher gemangelt hat. Der Unterricht der Jugend in der Religion, bey dem doch die Hauptsache auf die Geistliche ankommt, muß ein Großes dabey gewinnen, wenn diese Herren nun, wenn sie eigene Kinder haben, besser, als vorher, einsehen, wie viel Kunst, Geduld, Einsicht und Mühe dazu gehört, sich junger Herzen zu bemächtigen, und sie zu ihrem wahren Glück zu bilden. Ich kann dir nicht verhalten, zu was für einer andern wichtigen Betrachtung mir eine Stelle, die ich erst gestern bey Erasmo gelesen habe, Anlaß gegeben hat. Er sagt: „Wenn „jemand auch unwissend falsch geschworen „hat, so verfluchen und verabscheuen wir

„ihn. Was wird und muß man also „von Priestern denken, die sich endlich „zu der Keuschheit verbindlich gemacht „haben, die sie doch weder würklich hal„ten, noch zu halten gedenken?“ Jedermann weiß, daß die Geistliche sich theuer verpflichten müssen, keusch zu bleiben. Wenn nun der Laie sieht und weiß, daß dieser Verpflichtung nicht nachgelebt wird, was wird er von dem Eid denken? Wird er ihn nicht auch auf die leichte Achsel nehmen? Wird sich der Fürst auf seinen Huldigungseid, und die untergeordnete Obrigkeiten auf die Eide, die ihnen sonst geschworen werden, zur Entdeckung der Wahrheit, zur Beobachtung gewisser Pflichten, an denen dem Staat viel gelegen ist, verlassen können? Was sich sonst noch für Folgen hieraus ziehen lassen, ist leicht zu erachten. Ich darf Dir nicht alles sagen, theils, weil ich mich scheue, sie nahmhaft zu machen; theils, weil

weil ich vermuthe, Du werdest eben darauf fallen. Kurz, ich mag das Beste der bürgerlichen Gesellschaft auf einer Seite betrachten, auf welcher ich will, so finde ich Ursachen genug, die es einsichtsvollen Regenten äusserst nahe legen müßen, eine Aenderung hierinn zu machen, oder machen zu lassen, und darauf zu dringen, daß sie vorgenommen werde. Einem Zweifel muß ich noch begegnen, der fast der wichtigste ist, den man wider den Ehestand der Priester aufwerfen kann. Wenn die Priester unverheurathet sind, und also auch keine Familie haben, so hat man eher freye Hände, mit ihnen, wenn sie in ihrem Amt nachläßig und treulos sind, wenn sie sich solcher Verbrechen schuldig machen, die die Absetzung verdienen, nach der gehörigen und nöthigen Schärfe zu verfahren; man darf sich das Mitleiden mit der Familie, und die Bekümmerniß,

wie die Unschuldige, die keinen Theil an der Vergehung des Ehegatten und Vaters haben, zu versorgen und berathen seyen, nicht von der Handhabung der Gerechtigkeit abhalten, sich nicht hindern lassen, dem Aergerniß zu steuren, gerade durchzugehen, das unwürdige Glied von der Gesellschaft abzuschneiden, und kurzweg einen andern an seine Stelle zu setzen, der das wieder gut macht, was jener verdorben hat. Ich würde diesem Einwurf einiges Gewicht beylegen, wenn man mir überzeugend darthun könnte, daß die katholische Kirche nach Proportion weniger ärgerliche, wenigstens bedenkliche, Priester habe, als die protestantische; daß man in der unsern würklich bey sich ereignenden Fällen so nach der strengen Gerechtigkeit verfahre, und daß das in der protestantischen nicht geschehen. Ehe ich davon vollkommenen Beweis habe, — und daran möchte es

bey genauerer Nachfrage wohl fehlen — heißt der Zweifel so viel, als nichts, und wird nur vorgebracht, um etwas zu sagen, das aber mit der Erfahrung ganz und gar nicht übereinstimmt: ja man darf ihm ein anderes Raisonnement getrost entgegen setzen, das dahin auslauft: Wenn ein Priester nicht gar alles Gefühl von Ehrlichkeit verloren, und nur noch einen Funken Liebe für die Seinige in seinem Herzen hat, so wird er sich den Anblik seiner Gattin und Kinder, um diese Unschuldige nicht in Noth und Elend zu stürzen, gewiß von Lastern und Vergehungen abhalten lassen, die ihm die Absetzung zuziehen könnten: ja er wird, um diesen auch nach seinem Tode noch ein gutes Fortkommen, die Liebe und Vorsorge anderer, auch allenfalls Wohlthaten zu verschaffen, in seinem Amt doppelten Eifer und Treue beweisen. Noch mehr aber! wie viel kann eine vernünfti-

ge Gattinn durch Klugheit, Zureden, Vorstellungen, Ermahnungen, Thränen bey ihrem Gemahl ausrichten, wenn er auf Abwege gerathen will! — Wie viel haben schon erwachsene Kinder zuwege gebracht, und zur Herumholung eines Vaters ein Großes beygetragen, der, wenn er allein und sich selbst überlassen gewesen wäre, dem Verderben würde heimgefallen seyn. Ist das nicht Vortheil genug für den Staat, wenn ein Mitglied desselben gerettet, und auf der Bahn der Tugend erhalten wird? Ich schweige davon, was ich schon oben berührt habe, daß das gemeine Wesen einen in die Augen fallenden Vortheil davon hat, wenn die Lehrer des Volks nicht nur Lehrer, sondern auch Vorbilder ihrer Heerden sind, bey welchen Beyspiele weit größern Eindruk machen, als die beredtesten Predigten und Vorstellungen immer thun können. Und ist nicht das

Muster

Muster eines Priesters vollständiger, wenn er auch Ehemann und Vater ist? Wie viel ist dem Staat am glücklichen, friedlichen, vergnügten Ehen seiner Bürger gelegen! Wie viel an der sorgfältigen, klugen, geseegneten Erziehung der Kinder! Ich weiß nicht, ob er einen wichtigern und größern Gegenstand haben kann, als diesen. In beeden kann ein verheuratheter Geistlicher seinen Zuhörern mit gutem Exempel vorgehen, ihnen aus eigner Erfahrung Vorschläge thun, wie sie diß und jenes angreiffen, wie sie die vorkommende Hindernisse aus dem Weg räumen, und so ihrer Absichten froh werden können! Hingegen der ehelose Priester, wenn er Ehestreitigkeiten schlichten, wenn er zwischen uneinigen Ehegatten Frieden stiften, wenn er zur Erziehung der Kinder Rath ertheilen soll, redet, wie der Blinde von der Farbe, behilft sich mit Spekulationen, die in der Aus-

übung

übung nichts heissen, stoßt da und dort an, weil es ihm gänzlich an der Erfahrung fehlt, die überall, und also auch hier den Meister macht; er besizt wenig Liebe, Geduld und Sanftmuth, das doch zum Unterricht der jungen Leute, der ja auch einen Theil seines Amts ausmacht, so unentbehrlich ist. Ein anderer Einwurf, den man aber unmöglich in Ernst vorbringen kann, ist dieser: Wenn man voraussezt, daß die Zahl der Geistlichen so ungeheur groß sey, so ist nicht abzusehen, wie sie alle, wenn das Eheverbot aufgehoben werden sollte, Gattinnen finden könnten. Man müßte nur die Comödie wieder spielen, die Romulus nach Erbauung Roms mit den Sabinerinnen gespielt hat, und in benachbarte, und zwar unkatholische Länder — denn in den katholischen ließe sichs natürlicher Weise nicht thun — auf den Jungfernraub ausgehen; und dann träte erst

die

die große Inkonvenienz ein, daß die Priester Weiber bekämen, durch die sie gar angestekt und zum Abfall verleitet; oder, wenn auch das nicht geschähe, wenigstens dem Pöbel ein großes Aergerniß gegeben werden könnte. Du wirst es dem Einfall ansehen, daß er nicht von mir herrührt; ich habe ihn einem aufgeräumten Kopf zu danken, der ihn in einer Gesellschaft, wo eben hievon auch die Rede war, auf die Bahn brachte, und nur hören wollte, was ein paar nasenweise Politici, die auch dabey waren, dazu sagen würden. Ich wollte lieber diesen Zweifel dazu brauchen, um daraus zu erweisen, wie sehr die Bevölkerung also durch den ehelosen Stand leiden müsse, wenn ihn jemand im Ernst machen wollte. Wenn die Nonnen aus ihren Kerkern gelassen werden, so wird es Weiber genug geben, ohne daß man zu Jungferncolonien seine Zuflucht nehmen dürfte.

Die

Die wenigsten werden sich wegern, in den heiligen Ehestand zu treten: denn ich traue fast allen die nämliche Gedenkungsart zu, die die zwo Correspondentinnen in den Nonnenbriefen, die Dir ohne Zweifel auch zu Gesicht gekommen sind, haben. Nur wünschte ich, daß alle die Klosterfrauen, die sich bewußt sind, daß sie in eben dem Spital krank liegen, wie die Nonnen in dem Kloster Zankershausen, ewig bey der Jungfrauschaft zu bleiben sich entschliessen möchten. Das Nonnenkapitel, das jenen Nonnenbriefen angehängt ist, mit den fürchterlichen Namen der Mitglieder des Kapitels, würde mir würklich bange machen, wenn ich nicht wüßte, und hofte, es gebe Frauenklöster, deren Bewohnerinnen manchem ehelichen Priester den Ehestand zum Himmel machen würden, wenn die Sache zu Stande kommen sollte. Nein! die Litigantias, die Vulpinas Bissiginnen, die

die Bacharanzas Murrerinnen, die Garrulas Offenmaulinnen, die Fingerschleckerinnen, die Blaserinnen, die Bibianas Vollmeyerinnen, die Curiositates Ueberallinnen, die Negligentias Buschlerinnen, die Dormitantias Siebenschläferinnen, die Rechthaberinnen, die Rixandras Händelmacherinnen, die Wohllaberinnen, die Widhopfinnen von Pfauenthal, die Bärenbeisserinnen, und wie die wehrte Namen alle heissen, diese lasse man alle bey ihrem Keuschheitsgelübd unangefochten; sie könnten dem Staat Abdrücke ihrer Tugenden liefern, und dann wäre der lezte Betrug ärger, als der erste, der Ehestand der Priester schlimmer, als ihre Ehelosigkeit. Nur in einem Fall könnten sie, eine oder die andere, etwa eine Bissigin, oder Murrerin, oder Rechthaberin, oder Bärenbeisserin, angebracht werden, wenn man einen Priester, der

Züch-

Züchtigung verdient hätte, strafen, oder einen andern, bey dem alle bisherige Correktionsmittel nicht angeschlagen hätten, zurecht weisen wollte. Für solche könnten jene heilsame Arzneyen seyn, und in diesem Fall hätte die Aufhebung des Eheverbots wieder eine neue vortheilhafte Seite. Böse Weiber können mehr thun, als das heilige Officium selbst mit aller seiner Schärfe. Ich habe eine überzeugende Probe davon unter meinen Anverwandten. Du kennst ihn selbst, den Hofrath R. von M. Auf der Universität war er der trozigste Pursche, der bey der kleinsten Beleidigung vom Leder zog, keinen Widerspruch ertragen konnte, fleißig den Bramarbas machte, und seinen Eltern manchen schönen Thaler kostete. Nach absolvirten Studien, oder vielmehr, nach geendigten Universitäts-Jahren, heurathete er in eine angesehene Familie, die ihm zur Hofrathsstelle verhalf.

half. Er traf eine reiche Parthie, und versprach sich den Himmel auf Erden. Aber es fehlte, bey den sonst so günstigen Umständen, der vornehmen Anverwandtschaft und des großen Vermögens, an der Hauptsache, an der Uebereinstimmung der Gemüther. Seine liebe Hälfte würde, wenn sie Mitglied des oben berührten Nonnenkapitels gewesen wäre, der hochwürdigen und gnädigen Frau Aebtissin die Hölle ziemlich heiß gemacht haben. Sie besaß alle Eigenschaften jener Nonnen, und noch mehrere dazu, die sie bey Zeit nach der Vermählung blicken ließ. Mein Vetter wollte die Universitätsmethode zur Hand nehmen, und durch Troz und Gewalt sich die Oberherrschaft im Hause verschaffen. Aber er fand Widerspruch, den er nun, trotz seines Seitengewehrs, dulden mußte; und wenn ihm ehemal, als Purschen, eine ganze Schaar Renommisten aus dem Wege giengen, so

erlag er nun in wenigen Minuten unter den drohenden Befehlen seiner Gemahlin Es kostete sie nur einen Blik, so war seine Hitze verraucht. Die Ausgaben, auf die er sich vorher so meisterlich verstanden, und seinen Eltern damit manche trübe Stunde gemacht hatte, gehörten nun nicht mehr unter seine Rubrique; und eine Bouteille Burgunder, dergleichen er ehmal stromweiß vergossen hatte, mußte nun durch die demüthigsten und Wochen lang anhaltenden Bitten von seiner Tenacitas erkauft werden. Ich mag Dich mit weitern Umständen nicht aufhalten, deren ich noch viele anführen könnte, z. Ex. den, daß ihm in einem gewißen Punkt der Korb sehr hoch gehängt wurde, und wenn er alle halb dutzend Jahre Einmal sich seines Rechts bedienen wollte, er theils auf weiß nicht was sonst, in Kleidern, Reissen, Essen und Trinken, Büchern Verzicht thun; theils aufs neue

eine etlichjährige Abstinenz garantiren mußte, damit ihre Schönheit desto länger unverletzt bleiben, und die Anzahl ihrer Anbeter, denen er noch dazu, wenn er nicht ein noch ärgeres Fegfeuer risquiren wollte, grosse Reverenzen machen durfte, nicht abnehmen möchte. Ein anderer wäre in diesen Fegflammen zu Grunde gegangen — wer hätte sich auch darüber verwundern dürfen? — Er aber hielt diese Vorhölle aus, ohne an seiner Gesundheit und Leben Schaden zu leiden. Und nun ist er der nachgebendste, geduldigste, sanftmüthigste, gefälligste Mann gegen jedermann. Dazu hat ihn seine Frau gemacht. Wäre nicht manchem unserer Brüder, z. Ex. den Kaplan zu J. und dem Dechanten zu K. — Du kennst ja beyde — auch eine solche Kur zu gönnen, damit sie beyde ein bisgen geschmeidiger und traktabler würden? Ich kenne ein Paar Klosterfrauen, die ich ihnen

wünschen möchte; bald würden sie die Erfahrung meines Vetters, des Hofraths, machen; und an jenem würden seine Kollegen, an diesem aber seine untergebene Pfarrer in kurzem Männer haben, die man sich nicht besser wünschen könnte; da sie jezt Leute sind, mit denen es eine Kunst ist, umzugehen. Der spaßhafte Einwurf von dem Mangel an Weibern, der sich, wenn alle Priester heurathen dürften, ereignen würde, hat mich weiter abwegs geführt, als ich dachte, und er selbst werth ist. Doch muß ich Dir noch ein Wort darüber sagen: Alte Priester würden sich nicht erst verheurathen wollen; über den Hauptzweck des Ehestandes sind sie hinaus: und welches Frauenzimmer würde sich entschliessen, ihnen die Hand zu geben, da die Hagenstolze in so übelm Rufe sind? Der andere Zweck bey der Ehe, die gegenseitige Hülfe, die Alten besonders nöthig ist,

kann

kann endlich auch auf andere Weise, so wie bisher, erhalten werden. Manche, auch noch von gutem und frischem Alter, würden den Cölibat aus Wahl beybehalten, weil sie sich nun schon drinnen festgesetzt, und die Gabe der Enthaltung haben. Dieser möchte aber freylich die geringste Anzahl seyn. Was wir beede thun würden. — das können wir selbst nicht sagen. Nicht wahr? Unserer Liebe zur Einsamkeit ungeachtet wäre es doch möglich, daß die Beyspiele anderer etwas über uns vermöchten, und es dürften uns nur ein Paar liebenswürdige Kinder bekannt werden, so wären wir bald gefangen. Doch wir wollen nicht von uns selbst reden, sondern uns begnügen, um des allgemeinen Besten, und um der offenbaren Bedürfniß der Kirche und des Staats willen zu wünschen, daß der Zeitpunkt nahe seyn möge, in dem diese so höchstnötige Sache zu Stand kommt.

Schwierigkeiten wird es immer haben; aber man muß einen Unterschied unter Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten zu machen wissen. Wer hätte die grossen Veränderungen, die bereits mit den Mönchen vorgegangen sind, und noch vorgehen werden, nicht vor drey Jahren für Unmöglichkeiten gehalten? Daß es keine gewesen sind, beweißt das, was geschehen ist, und noch ferner geschehen wird. Unbegreiflich ist mir, daß der Verfasser der kleinen Piece: **Die Reformation in Deutschland zu Ende des achtzehenden Jahrhunderts** davon kein Wort sagt, da sie doch ohne die Aufhebung des Verbots der PriesterEhe nicht nur gar unvollständig seyn, sondern so viel als nichts heissen würde. Wenn diejenigen, die etwas dazu zu sagen haben, den Grundsatz fest halten: **Die Kirche kann nichts verordnen, was unmöglich, und ihr selbsten und dem Staat schädlich,**

ist, so werden sie sich nicht mehr lange besinnen, zuzugreifen; und sich alles, was man darwider haben möchte, nicht irren zu lassen. An eine Verjährung wird man doch hoffentlich nicht denken. Sie schlägt hier gar nicht an. Sich vor dem Naserümpfen der Protestanten fürchten, daß man dardurch der Lehre ihrer Kirche und ihrer Disciplin nahe komme, wäre lächerlich. Was geschieht, geschieht nicht ihnen zu Gefallen, oder als ob man etwas von ihnen lernen wollte. Gesetzt aber, sie nähmen es dafür an, was geht sie das an, was in unserer Kirche vorgeht? Sie sollen sich nur um das bekümmern, wie sie ihren eigenen Gebrechen abhelfen. Ob es der **Pabst**, oder die **Regenten**, oder beyde zugleich thun werden, und thun sollen, darüber habe ich das Herz nicht, zu entscheiden. Freylich haben eigentlich die Fürsten die Aussprüche der Kirche

über Glaubensartikel nicht zu kritisiren. Aber mit den Verordnungen der Kirche, die die Disciplin angehen, die auf die politische Verfassung des Landes und der Unterthanen, mit Einem Wort, auf die bürgerliche Glükseligkeit des Staats einen Einfluß haben, ist es ein anders. Wer will es den weltlichen Mächten absprechen, darnach zu fragen, und solche Einrichtungen zu machen, die sie zu den Erfordernissen ihrer Staaten bequem finden? Lieber Bruder, wir haben in dem gegenwärtigen Jahrhundert noch achtzehen Jahre vor uns. Ich hoffe, dieser Zeitpunkt solle für unsere Kirche, und für unsere Priester merkwürdig werden. Pabst Gregor VII. hat seinen Namen dardurch verewigt, daß er den Geistlichen jenes Gebot gegeben hat. Welchem von seinen Nachfolgern ist es vorbehalten, sich dardurch zu verherrlichen, daß er es, weil es nun Zeiten und Umstän-

de erfordern, wieder aufhebt? Ich dachte, mit diesem Brief, der mir ohnehin ein wenig zu lang gerathen ist, zu schliessen. Aber ich habe noch Ein und anders auf dem Herzen, das ich Dir nicht vorenthalten will, und darf. Mein nächstes Schreiben wird sonderbare Dinge enthalten. Lebe wohl!

IV. Brief.

In meinem lezten Brief schrieb ich Dir: Pabst Gregor VII. habe seinen Namen dardurch verewigt, daß er den Geistlichen das Eheverbot gegeben habe. Freylich! Seinen Namen durch dieses neue Kirchengesez verewigt! Ich muß Dir nur gerade heraus sagen, wie ich denke: Wenn nur Gregor VII. dieses Gesez nicht gegeben hätte! Rührte es von einem andern Pabst her, als von ihm; oder wäre es auf einer Kirchenversammlung durch die meisten Stimmen gelehrter, einsichtiger und frommer Bischöffe, Prälaten und Doktoren festgesezt worden, so wäre ich schon ruhiger. Aber jener Pabst ist in meinen Augen der Mann gar nicht, dessen Grundsätze, die er überall blicken ließ, einer so auf allen

Sei-

Seiten mißlichen Sache, als das Eheverbot bey der Geistlichkeit ist, zur Empfehlung dienen können. Du kennst ihn ja aus der Profan- und Kirchengeschichte? Meinetwegen mag sein Angedenken in der Römischkatholischen Kirche bey Tausenden, die der Sache nicht auf den Grund sehen, im Seegen seyn: ich erschrecke, so oft ich seinen Namen nennen höre. Im Jahr 1074. gab er die unglükliche Verordnung heraus, kraft der alle verheurathete Priester abgesezt wurden, wenn sie nicht ihre Weiber von sich ließen. Sie fand erstaunlichen Widerspruch in Deutschland und Frankreich. Warum sollte sie ihn auch nicht gefunden haben, da die Welt von dem vertraulichen Umgang, in welchem er mit dem Herzog von Lothringen, Gottfried dem Buklichten, vermählten Markgräfin Mathildis von Toskana lebte, nur allzu-

wohl

wohl unterrichtet war. Die französischen Geistlichen sagten: „nur ein „kezerischer und unsinniger Mensch könne „der Geistlichkeit die Freyheit rauben, „welche ihr in der heiligen Schrift selbst „zugestanden würde:" und der Erzbischoff von Maynz kam in Lebensgefahr, als er diese Verordnung einführen wollte. Und doch wurde sie durchgesezt, zur Schande ihres Urhebers, zum Schaden des Staats, zum unaussprechlichen Nachtheil der Kirche, zur Beschimpfung der Geistlichkeit, die bey Großen und Kleinen, bey Fürsten und Unterthanen, bey Gelehrten und Ungelehrten, überhaupt bey jedermann besser in Ehren würde geblieben seyn, wenn ihre Mitglieder nicht durch das Gebot der Ehelosigkeit recht mit Haaren zu Unordnungen — ich will mich mit Fleiß so gelind ausdrücken — gezogen worden wären, durchgesezt! **Gregor** wollte

Recht haben, und sich gehorcht wissen, wenn auch die Welt darüber zu Trümmern gegangen wäre. Seine Vertheidiger, deren er natürlicher Weise unter Leuten, denen es am Nachdenken fehlt, und die aus schwärmerischer Ehrfurcht seinen Speichel lecken würden, wenn er noch noch lebte, genug hat, mögen ihn entschuldigen oder rechtfertigen, so lang und so ernstlich sie wollen. Ich gönne es ihnen wohl. Seine Gesetze wider die Simonie sind nicht zu tadeln: eben so wenig sein Eifer wider den Concubinat der Geistlichen. Aber, warum mußte er das Kind mit dem Bade ausschütten, und, indem er etwas verbot, das dem göttlichen Gesez schnurstraks zuwider ist, nämlich, den Geistlichen Beyschläferinnen zu halten, und Kinder mit ihnen zu zeugen, und dardurch dem christlichen Volk unerhörte Aergernisse zu geben, zugleich einem so ansehnlichen

Theil

Theil der menschlichen Gesellschaft, als die Geistliche sind, etwas verbieten, unter der Strafe des Bannes verbieten, das ihnen die Natur, die Schrift, die Observanz im alten Testamente bey den Priestern und Leviten, die Observanz im Neuen Bunde von den Zeiten Christi und der Apostel an etliche Jahrhunderte hindurch, vergönnet hat? Aergere Dich nicht, **lieber Bruder**, über diese meine Aeusserungen; die Kraft der Wahrheit dringt mir solche ab; und **Wahrheit** geht doch immer allem auf der Welt vor, und sollte es **Pabst** und Kirchenversammlung seyn. Wer gab dem **Gregor VII.** die Befugniß, etwas zu verordnen, was mehrere seiner Vorfahren, die so gut Päbste waren, als er, die auch einen reinern und unbescholtenern Wandel führten, als er, die mit Kaisern und Königen, mit Erz- und Bischöffen nicht so gewaltthätig und herrschsüchtig umgiengen, als er, sich

zu

zu verordnen nicht einfallen ließen, so sehr sie für die Kirche Christi sorgten, so sehr ihnen das Heil und die Auferbauung der Christglaubigen, und die Ehre und das Ansehen des geistlichen Standes am Herzen lag? Doch, Du wirst mich nicht mehr verdammen, wenn ich Dir sage, wie sehr dieser Pabst noch vor seinem Ende sich das, was er gethan hatte, habe reuen lassen. Ein glaubwürdiger Geschichtschreiber versichert, **Gregor** habe noch vor seinem Ende seinem vertrautesten Kardinal gebeichtet: **Daß er bey Verwaltung seines Amts sehr gesündiget, und die Welt auf Anstiften des Teufels unglüklich gemacht habe.** Darunter hat er nun gewiß weder das Verbot des **Concubinats**, noch der **Simonie**; sondern vielmehr seine an an dem **deutschen Kaiser** verübte Gewaltthätigkeiten, und das Eheverbot

für die **Priester**, verstanden. Ich bitte Dich, überdenke es genau, wie viel in diesen wenigen Worten liegt. Der Pabst **gesteht, daß er bey Verwaltung seines Amts gesündiget habe.** Wenn er keine Sünde gethan hätte, als die, daß er einem ganzen so ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts etwas zur Sünde gemacht, das Gott nicht nur nicht verboten, sondern so gar befohlen, und diesen seinen Befehl mit einem herrlichen Seegen begleitet hat, so hätte er schwer genug gesündiget. Im Paradiß sagte Gott: **Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch unterthan.** Aber **Gregor** meistert den Schöpfer, den Herrn der Natur, der allen Menschen ohne Unterschied, den Trieb zur Begattung eingepflanzt, und dardurch bezeugt hat, daß ihm die Sättigung dieses Triebes in der rechten Ord-

nung

nung angenehm, und zur Erreichung seiner Absichten auf der ganzen Erde nothwendig sey. Gregor bekennt ferner, daß er die Welt auf Anstiften des Teufels unglüklich gemacht habe. Sonst sagen die Päbste, daß sie, wenn sie, wie man zu reden pflegt, vom Stuhl herab sprechen, unter dem Einfluß des heiligen Geistes stehen. Bey Gregor VII. war es umgekehrt. Seinen Verordnungen, die er auf Petri Stuhl machte, die einzige wider die Simonie ausgenommen sieht man nur gar zu deutlich an, aus was für einem Geiste sie geflossen sind. Der Geist Gottes befiehlt in der Schrift, daß jede Seele, sie möge seyn wer sie wolle, der weltlichen Obrigkeit unterthan seyn solle: und er wiegelte die Unterthanen wider ihre rechtmäßige Obrigkeit, den Kayser Heinrich IV. auf, sprach sie von dem Eid der Treue loß, that den Kaiser in Bann,

und behandelte ihn in seinem Schloß zu Canossa nicht besser, als einen Troßbuben. Die Verordnungen eines Pabsts, der das thut, können nicht vom Geist Gottes herkommen, das beredet mich niemand. Wenn ein anderer Pabst, als Gregor VII. die Ehelosigkeit der Priester aufgebracht hätte, so müßte man sehen, wie man sich aus der Schwierigkeit heraus hülfe. Aber Gregors Name macht schon alles höchst verdächtig. Ich muß Dir nur vollends mein ganzes Herz entdecken. Wenn ich dieses Bekenntniß Gregors mit einer Stelle aus einem der Briefe des heil. Paulus vergleiche, so kann ich mich ganz wohl darein finden, daß dieser Pabst noch vor seinem Ende von der heftigsten Reue gequält worden ist. Der h. Paul schreibt an seinen geistlichen Sohn, den Timotheus, I. Brief Kap. IV. v. 1—4. „Der Geist aber

„saget

„saget deutlich, daß in der zukünftigen „Zeit einige den Glauben verlaßen, und „den irrigen Geistern und **teufelischen** „Lehren anhangen werden: Die da auf„gebracht werden von heuchlerischen Be„trügern, die Brandmale in ihren Ge„wissen haben; die den **Ehestand** „und die Speisen verbieten, welche „Gott geschaffen hat, daß sie mit Dank„sagung von den Glaubigen, und denen, „welche die Erkenntniß der Wahrheit „haben, genommen werden ꝛc.“ Der göttliche Apostel nennt hier das eine **teufelische** Lehre, wenn man den **Ehestand** verbiete, und **Gregor** sagt: „er „habe auf Anstiften des Teufels die „Welt unglüklich gemacht.“ Es ist der Mühe werth, daß wir der Sache nachdenken, und es bedarf noch dazu keine Kunst, hierinn zu einer vollkommenen Ueberzeugung zu kommen. Gott hat den **Ehestand** eingesezt, und für alle,

einige wenige Menschen ausgenommen, denen er die Gabe der Enthaltung aus besondern Ursachen mitgetheilt hat, eingesezt. Der Teufel, der sich von Anbeginn der Welt den Absichten Gottes entgegen gesezt hat, bringt es durch einige seiner Werkzeuge dahin, daß einem großen Theil der Menschen das Recht zum Ehestand abgesprochen wird. Erschrik nicht, daß ich hier den Pabst Gregor VII. ein Werkzeug des Teufels nenne: ich sage nichts, als was er selbst, und zwar nicht im Leichtsinn, sondern bey einer ernstlichen Gelegenheit, an dem Rand des Grabes, und zwar zu seinem Beichtvater, der an Gottes Statt war, gesagt hat. Das Ehverbot ist also, nicht nur mit dem h. Paulus, sondern auch mit Gregor VII. selbst zu reden, ein teufelisches Verbot, und die Lehre, daß der Cölibat heiliger sey, als der Ehestand, ist eine teufelische Lehre.

Lehre. Warum das? — Ich kommentire blos die Worte des Pabsts, — darum, weil alles Unglük vom Teufel kommt, und der Pabst selber sagt, daß er die Welt durch seine Verordnung unglüklich gemacht habe. Gott wollte, als der liebreiche Vater der Menschen, durch die Stiftung der Ehe die Welt beglücken. Die Geistliche sind doch auch ein Theil der Welt: Warum sollen diese an der allgemeinen Glükseeligkeit keinen Theil haben? Damit ist aber der Sinn der Worte Gregors noch nicht ganz erschöpft. Er, dieser Pabst, hat durch das Eheverbot nicht nur den Geistlichen, denen Gott durch die Stiftung der Ehe Glükseeligkeit bestimmt hatte, solche geraubt; sondern auch eben dardurch mehr als ein einfaches Unglük über die Welt gebracht. Wer Sünden und Gräuel veranlaßt, und die Menschen dazu verführt, der

bringt sie ins Unglük. Das kann der gemeinste Menschenverstand begreifen. Allen Geistlichen die Ehe verbieten, heißt nichts anders, als sie von einer Sünde in die andere stürzen. Ich habe Dir in einem meiner vorigen Briefe den Beweis davon bereits vorgelegt. So lang Geistliche Menschen bleiben, so lang fühlen sie den Trieb zur Begattung in sich, einen Trieb, der sich durchaus nicht unterdrücken läßt, sondern befriediget seyn will. Darf man ihn nicht auf dem von Gott und der Natur angewiesenen Weg befriedigen, so ist mannichfaltige Unreinigkeit und Unzucht unvermeidlich. Nicht jedermann ist so glüklich, wie ich und Du, diesen Trieb in minderer Heftigkeit, oder gar nicht zu fühlen, und also auch desto eher über ihn Meister zu werden. Was manche dabey empfunden haben, bis sie ihn besiegten, weiß Gott und

sie

sie selbst am besten. Kränklichkeit und ein kürzeres Leben wird ihr Looß seyn, da sie, wenn sie Gregor VII. nicht zur Einsamkeit verdammt hätte, in blühender Gesundheit bey einem festen Körper, ihre Jahre zu achzigen hätten bringen können. Zerstörung der Gesundheit, Abkürzung der Lebenstage ist Ein Unglük. Verleitung zu Sünden der Unzucht, entweder würklicher Hurerey, oder Ehebruch, oder zu geheimen Gräueln; Beschwerung des Gewißens, Angst in der Stunde des Todes, ein zweytes Unglük. Verleitung solcher Personen, mit denen man sündiget, die man wohl gar — ich könnte Dir eine hieher gehörige Geschichte erzählen, sie ist mir aber zu traurig, als daß ich sie nicht mit Gewalt aus meinem Gedächtniß zu verbannen suchen sollte — unter dem leichtfertigen Vorwand dazu bringt, daß es eine weit geringere Sün-

de sey, mit einem Geistlichen, als mit einem Layen, H. zu treiben, ein drittes Unglük. Verlust einer Menge Menschen, die, wenn der Cölibat der Geistlichen nicht wäre, der Welt würden gegeben worden seyn, ein viertes Unglük. Das gänzliche Dahinsinken des Ansehens der Geistlichkeit, von der man weiß, daß ihre so gepriesene Keuschheit nicht viel besser, als ein Mährchen ist, das man nur Kindern noch weis machen kann, und der aus diesem Mangel des Ansehens der Geistlichkeit nothwendig entspringende Unglaube, womit die Christenheit von Tag zu Tag zusehens mehr überschwemmt, und in welchem sie nach und nach ganz begraben werden wird, wenn die höchste Vorsicht nicht bald sehr unerwartete Vorkehrungen macht, ein fünftes Unglük. Wie vieles getraute ich mir nicht noch herzuerzählen, um meinen Beweiß vollständig zu machen, daß

Gre-

Gregor in seinem Leben nichts wahrers gesagt habe, als das: Daß die Welt auf Anstiften des Teufels durch ihn unglüklich worden sey. Ich wünsche ihm, daß er hierüber noch ernstliche Buße gethan habe. Doch sollte diese auch nur möglich gewesen seyn? Zur wahren Buße gehört der Ersaz des verursachten Schadens. Und wo sollte der herkommen? Rechne einmal die Kinder, die seit 1074. bis auf diese Stunde aus rechtmäßigen Ehen der Priester hätten geboren werden können — In 709. Jahren — von der unzählbaren Schaar der Weltgeistlichen, der Mönche und Nonnen, in der ganzen Römischkatholischen Christenheit — Rechne einmal die Sünden, die durch das Eheverbot in diesen 709. Jahren verursacht worden sind — die Tugenden, die durch diese Millionen Menschen hätten ausgeübt werden können,

 wenn

wenn sie der Welt auf dem rechtmäßigen Weg der Ehe geschenkt worden wären — die gute Beyspiele, die jene ungeborne hätten geben können — diese Kinder sind nun alle dahin, und wie will Gregor ihren Verlust ersetzen? Diese Sünden sind alle begangen worden, wie will solche Gregor ungeschehen machen? Diese Tugenden sind alle unterlassen worden, wer soll sie an jener statt ausüben, und wer kann sie ausüben? Der guten Beyspiele ist die Welt beraubt worden, wer kann in ihre Stelle treten? Ich zittere, wenn ich an den Tag der Rechenschaft gedenke, der dem Gregor bevorsteht. Was will er dem Richter alles Fleisches antworten, wenn er ihn über dieser seiner aus der Hölle herrührenden Verordnung zu Rede stellt? Sein Schiksal in der Ewigkeit möchte ich nicht mit ihm theilen, da seine Buße, weil

es

es an dem Ersaz des verursachten Schadens fehlt, unmöglich ächt gewesen seyn kann: und die Millionen Messen, die inzwischen für die Ruhe seiner Seele gelesen worden sind, sind bey weitem nicht zureichend, alles das wieder gut zu machen, was jene seine Verordnung verdorben hat. Ich kann es nicht von mir erhalten, hier stille zu stehen. Gregors Erklärung, daß er die Welt auf Anstiften des Teufels unglüklich gemacht habe, fällt mir allzusehr auf, als daß ich Dir auch noch diesen Gedanken vorenthalten sollte: Christus, der Herr, nennt den Teufel einen Mörder von Anfang. Du kannst schon merken, wohin ich ziele. Alle die, die seit 1074. hätten geboren werden können und nicht geboren worden sind, sind so gut, als umgebracht. Ich sehe nicht, was sich hiewider einwenden läßt. Der Eifer übernimmt mich, daß ich

mich

mich so erkläre. Aber ich sage nichts, als was sich aus den Worten Gregors ohne allen Zwang herleiten läßt. Ich wiederhole es, was ich Dir nun bisher in meinen Briefen oft genug gesagt habe: Es ist hohe Zeit, der Geistlichkeit in unserer Kirche das zu gestatten, was ihr schon so viele hundert Jahre vorenthalten worden ist, und ohne Aufschub ihr das einzuräumen, was ihr Gott, und Natur und Schrift eingeräumt wissen will. Glaubst Du, ich habe zu viel gesagt, ich seye gar dem Ansehen eines so großen Pabsts, für den man Gregor VII. bey uns bisher immer gehalten hat, allzunahe getreten; so wisse, daß der Geschichtschreiber, der jenes Geständniß der Nachwelt überliefert hat, Sigebertus Gemblacensis ist: und daß das, was ich Dir hier schreibe, noch gelind gegen dem ist, was Du in einer erst herausgekommenen

Schrift lesen kannst, die einen unserer Brüder, der Einsicht und Muth genug besizt, die reine Wahrheit ohne Menschenfurcht zu sagen, zum Verfasser hat, wenn er schon seinen Namen zu nennen eben nicht für nöthig findet. Sie führt den Titel: **Dringende Vorstellungen an Menschlichkeit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit.** 1782. 8. Ich bin stolz darauf, daß dieser Schriftsteller, den man nicht genug ehren kann, in der Hauptsache eben das gesagt hat, was ich Dir bisher geschrieben habe. Kaufe das Buch, lies und verschlinge es, ich gebe Dir mein Wort, daß alle Zweifel, die Du bisher noch gehabt haben magst, wie ein Rauch verschwinden werden. Genug für dißmal! Ich schreibe Dir wenigstens noch zween Briefe über diese Materie. Du must mir gewonnen werden; oder wir hören auf, Freunde zu seyn —

V. Brief.

Du müßest mir gewonnen werden, hieß es in meinem lezten Schreiben, wo ich nicht irre; oder ich wolle mein Haupt nicht sanft legen. Ich empfahl Dir die neue Schrift: **dringende Vorstellungen** rc. und siehe, kaum war der Brief abgegangen, so erhielte ich von dem Buchhändler O. in F. auf der Post des Herrn **Sambuga** in **Mannheim Schuzrede für den ehelosen Stand der Geistlichen.** Ich las das Werkchen gierig durch. Sollte es möglich seyn, dachte ich, da ich es zur Hand nahm, daß etwas scheinbares wider die Aufhebung des Cölibats gesagt würde? Ja, was man scheinbares für die Ehelosigkeit der Geistlichen sagen kann, das hat **Sambuga** gesagt: dis Recht muß man ihm wiederfahren laßen. Aber **scheinbar** ist nicht **gründ**lich.

lich. Ich sage Dir, daß ich bey weitem nicht dardurch bekehrt worden bin, und noch immer ein so gutes Gewißen bey dem habe, was Du von dieser Sache aus meiner Feder gelesen hast, daß ich Dir so gar rathe, die Schrift selbst zu kaufen, zu lesen, und zu prüfen, in der festen Ueberzeugung, meine Gründe werden Dir je länger je mehr einleuchten. Ich gedenke Dich in diesem Brief mit dem Haupt Einwurf wider die Aufhebung der Ehelosigkeit der Priester, aber auch mit der Beantwortung desselben zu unterhalten. Dieser Haupt Einwurf ist ein Spruch Christi, unsers Herrn, auf den Herr Sambuga seine ganze Abhandlung gegründet hat. Die Pharisäer legten Christo nach dem Evangelium des Matthäus Kap. XIX eine verfängliche Frage vor: ob es recht seye, daß sich ein Mann von seinem Weibe um irgend einer Ursache willen scheide?

Chri-

Christus weiset sie auf die Stiftung des Ehestandes im Paradiß, und sagt endlich, daß, ungeachtet Moses der Halsstarrigkeit seines Volks nachgegeben, und den Männern erlaubt habe, solchen Weibern, mit denen man nicht mehr in der Ehe leben könne, Scheidebriefe zu geben, doch keine andere rechtmäßige Ursache zur Ehescheidung vorhanden seye, als der Ehebruch. Die Jünger Christi stuzten hierüber. Wenn es um diese Zeit ist, sagten sie, daß man sich nicht um jeder Ursache willen von seinem Weibe scheiden darf, so ist es etwas bedenkliches ums heurathen. Drauf antwortet Christus: **Das Wort faßt nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist: denn es gibt Verschnittene von Mutterleibe an: andere sind von Menschen verschnitten worden; und noch andere haben sich selbst**

um

um des Reichs der Himmel willen verschnitten. Wer es fassen mag, der fasse es. Christus will sagen: Wer unvermögend von Natur zum Ehestand ist — dis ist verschnitten seyn von Mutterleibe an — der mag immer unverheurathet bleiben, der darf sich vor dem Verbot der Ehescheidung nicht fürchten. Aber nicht alle haben dieses Unvermögen: Andere sind von Menschen entweder freywillig, oder aus Noth zum Ehestand untüchtig gemacht worden. Mit solchen hat es eben diese Bewandniß. Sie würden unrecht handlen, wenn sie heurathen wollten. Noch andere haben sich selbst verschnitten um des Himmelreichs willen; nicht leiblicher Weise, wie der Kirchenvater Origenes, der aus Misverstand der Worte Christi, sich wider das fünfte Gebot, durch eine muthwillige Verstümmelung seiner Glieder, zum Ehestand

untüchtig machte: sondern, sich um des Himmelreichs willen verschneiden heißt freywillig, wenn man die Gabe der Enthaltung hat, aus der Ehe bleiben, um Gott desto ungehindeter dienen, das Reich Christi bey sich und andern desto besser befördern, und absonderlich zur Zeit der Noth und Verfolgung ausharren zu können. Wer es fassen mag, der fasse es, heitß nicht, wer diß vesteht 2c. Sondern so viel: Alle haben diese Gabe der Enthaltung nicht, wer sie aber hat, der thut wohl, wenn er sie gebraucht, und unverehlicht bleibt. Wer sie aber nicht hat, der kann sie nicht von Gott erzwingen, sondern er richte sich nach dem Ausspruch des H. Paulus: Es ist besser freyen, den Brunst leiden. So lange nicht erwiesen ist, daß alle Geistliche, alle Mönche und Nonnen, von Pabst Gregors VII. Zeiten an bis auf diesen Tag zu

einer von diesen 3. von Christo selbst gemachten Klaße gehört haben und gehören, und dis zu beweisen, ist unmöglich, und wird sich solches niemand, der nur ein Quintchen Einsicht und Beurtheilungskraft hat, zu beweisen in den Sinn kommen lassen, so lang ist der Schluß, den man aus diesem Ausspruch Christi auf die Rechtmäßigkeit des Cölibats der Priester in der Römischkatholischen Kirche macht, und, — ich habe das Herz, es laut zu sagen — wenn ihn Päbste und Kirchenversammlung machen oder gemacht haben, leeres Stroh, das, wenn die Fackel der gesunden Vernunft und der heiligen Schrift sich demselben nähert, plözlich in Rauch aufgeht, der Beweis deßen, was ich hier sage, ist so leicht und natürlich, daß ihn ein einfältiges Kind begreifen kann. Sage mir, sind die Priester, die Mönche und Nonnen, die seit der Aufstellung

jenes widernatürlichen Gebots ausser der Ehe geblieben sind, alle aus Mutterleibe untüchtig zum Ehestand gekommen? Ich wünschte von ganzem Herzen, daß das erwiesen werden könnte: alsdenn ruhte die Ehelosigkeit der Geistlichkeit auf einem felsenfesten Grunde, wider den alle Stürme der spizigsten Zweifel und Einwürfe nicht das mindeste ausrichten würden: Alsdenn hätte Gregors Verordnung das Gepräge eines unwidersprechlichen natürlichen und göttlichen Gesetzes, und die Beicht, die er seinem vertrauten Kardinal auf seinem Sterbenbette abgelegt hat, daß er auf Anstiften des Teufels die Welt unglüklich gemacht habe, könnte nicht anders, als aus der Fieberhitze, die ihn alles Verstands und Nachdenkens beraubt haben müßte, erklärt werden. Ich müßte mit innigster Scham alles wieder zurüknehmen, was ich in meinem vorigen Brief Dir, eben nicht

nicht zum Lobe Gregors vorgesagt habe. Aber dafür bin ich sicher. Die unzählbare Priester, Mönche und Nonnen, die die christliche Kirche seit Jahrhunderten unter dem Gelübde der Keuschheit, als unter einem unerträglichen Joch hat schmachten sehen, waren fürwahr keine Verschnittene von Mutterleibe an. Manche unter ihnen haben es, nicht zur Erbauung der Christglaubigen, unter denen sie wandelten, bewiesen, daß sie überfliessende Tüchtigkeit zum Ehestande besitzen. Der Geistliche in B. der, wie ich erst vor 3 Tagen in der **Beschreibung einer Reise durch Schwaben, Pfalz und Bayern,** zu meinem unaussprechlichen Verdruß gelesen habe, eine blühende Schönheit, auf die er schon lange Jagd gemacht hatte, vor einem wunderthätigen Marienbild entehrt hat, war doch kein Verschnittener von Mutterleibe an: und die-

diejenige von seinem Orden, die, wie es eben dieser Schriftsteller mit eigenen Augen gesehen zu haben versichert, mit ihren Händen in dem — — — artiger Mädgen wühlen, sind es wahrhaftig eben so wenig. Ich weiß es, Eine Schwalbe macht keinen Sommer: Der Schluß von Einem oder dem andern Mitgliede eines ganzen Ordens auf den ganzen Orden selbst ist unvernünftig und ungerecht. Aber nicht vernünftiger und billiger ist der Schluß, den einige blinde Verehrer alt hergebrachter und nie gehaltener Kirchengesetze von der Keuschheit eines oder gar weniger Mitglieder einer ganzen Gesellschaft auf alle und jede Glieder derselbigen gemacht haben, und noch machen. Glaubst Du denn, ich behaupte, daß unter den Geistlichen, die die Keuschheit an-

gelobt haben, kein einziger das Gelübde halte? Ferne sey von mir ein solcher Frevel! Ich kenne mehrere würdige Geistliche, Mönche und Nonnen, die, aber fürwahr blos, weil sie Gott mit der Gabe der Enthaltung, ohne ihr Zuthun und Bitten begnadiget hat, der priesterlichen Keuschheit Ehre machen. Aber ihr Name ist nicht Legion. Sie sind gar dünne gesäet, und sie verlieren sich unter der zahllosen Schaar derer, die, wenn sie noch ehrlich seyn wollen, Gregors Asche verfluchen, weil er sie unter ein unerträgliches Joch gestekt hat: oder sich, unbekümmert, von wem das Eheverbot herrühre, oder gar dankbar dafür, sophistischer Weise, ausser der Ehe alles das erlauben, was ein türkischer Sultan, der auch keine eigentliche Gemahlin hat, in seinem

Se-

Serail ungestört genießt. Ich komme auf die zweyte Klaße der Verschnittenen, von denen Christus in der angeführten Stelle redet. Etliche, sagt der Seeligmacher, sind von Menschen verschnitten, das sind diejenige, die durch die bekannte unmenschliche Operation der Entmannung aus Absichten, von denen zu reden hier der Ort nicht ist, zum Ehestand untüchtig gemacht worden sind. Eine Sache, die nicht nur in den Morgenländern, wo man die Verschnittene an den Höfen nicht entbehren kann, und sich ihrer, als der Bewahrer der Keuschheit der Sultaninnen, sehr wohl zu bedienen weiß; sondern auch in Italien, stark im Gebrauche ist. Das sind aber nun unsere Geistliche nicht. Sie besitzen, was ihnen die Natur gegeben hat, ganz und unversehrt:

und weil die Natur nichts umsonst thut, so setzen sie sich, ohne Zweifel, eben im starken Glauben an diese unläugbare Wahrheit, über das Verbot Gregors VII. hinaus, dem sie bey aller tiefen Ehrfurcht vor ihm, als dem Nachfolger Petri, doch den Vorzug vor der Natur und ihrem Herrn nicht einräumen können. Ich wage hier einen Gedanken, den ich freylich nicht aller Welt vorlegen möchte: Aber Freunden soll man nichts verhehlen. Wenn es ja bey dem Ehverbot der Geistlichkeit bleiben soll, so wäre es vielleicht ein geringeres Uebel, — — damit sie das Gelübde der Keuschheit fein gewiß halten könnten; als sie den Trieben der Natur zu überlassen, die immer über die heiligste Gelübde Meister wird. Doch wo gerathe ich hin? Es läßt sich noch darüber disputiren, welches ein grösseres oder kleineres Uebel

 sey.

seyn. Im einen Fall wird das fünfte; im andern das sechste Gebot übertreten. Und die Keuschheit wäre in jenem Fall nicht mehr die Tugend, die sie seyn soll: Denn wer will einem Castraten die Enthaltung vom andern Geschlechte zur Tugend machen? Nun ist aber noch die dritte Klasse der Verschnittenen übrig, derer, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Unter diesen verstehen nun die gehorsame Söhne Gregors die Priester, Mönche und Nonnen, die sich kraft ihres Gelübdes zur ewigen Keuschheit, in und ausser der Ehe, anheischig gemacht haben. Hätte es mit dieser Keuschheit des Leibes und der Seele, wohl verstanden, nicht nur mit der Enthaltnng vom Ehestand, seine vollkommene Richtigkeit, so möchte es gut seyn. Das wären dann moralisch Verschnittene, das ist, solche, die eben so

gut

gut Keuschheit hielten, als die von Natur zum Ehestand untüchtige: nur mit dem Unterschied, daß die Keuschheit jener freywillig, und also von größerem Werth, als die natürliche oder unfreywillige dieser, wäre. Aber es sieht eben um jene gepriesene Keuschheit gar zu mißlich aus, als daß man glauben könnte, Christus habe, da er dieses Wort ausgesprochen, die geistliche Personen der Römischkatholischen Christenheit im Gesichte gehabt. Wenn ich von mir selbst behaupten wollte, daß ich unter diese Verschnittene gehöre, so möchte es einigen Schein haben. Du wirst Dich aus meinem ersten Brief erinnern, da ich Dir meine Geschichte erzählte, daß mich meine Eltern, um meines stillen und eingezogenen Wesens, und um meiner Gleichgültigkeit willen gegen das schöne Geschlecht, dem geistlichen Stande gewidmet haben. Ich

ward ihnen zu Willen, wiewohl ich nur darinn anderer Meinung war, daß sie einen Ordensgeistlichen aus mir machen wollten: ich aber diesem die Stelle eines Weltgeistlichen vorzog. Mein Entschluß hat mich noch nie gereuet: ich habe bisher Keuschheit gehalten, dessen mir mein Gewißen Zeugniß gibt. Aber ich bin noch immer ungewiß, ob es Temperament und Natur, oder Gabe von Gott ist. Fast sollte ich das erste denken, da ich nicht einmal je mit Anfechtungen in diesem Punkt zu kämpfen gehabt habe. So kann ich mir also auch meine Keuschheit nach den Lehren unserer Kirche, nicht zum Verdienst rechnen. Und wie viele unserer Brüder mögen in eben dem Fall seyn? So gehören wir also nicht zu dieser dritten Klaße, von der ich überhaupt sorge, daß sie sehr nahe zusammen gehen möchte, wenn man die gan-

ze Einrichtung Gottes bey dem mensch-
lichen Geschlecht, die Stiftung des
Ehestandes, die Absicht Gottes dabey,
die Erde zu bevölkern, und durch die
Ehe das Glük der Menschen zu beför-
dern, recht überdenkt. Christus ver-
steht offenbar unter denen, die sich selbst
verschnitten haben, um des Himmel-
reichs willen, diejenige, die die ihnen
von Gott mitgetheilte Gabe der Ent-
haltung benutzen, und dazu anwenden,
daß sie ihm desto freyer und ungehin-
derter dienen, und sein Reich erweitern
können. Nun ist es aber am Tage,
die Erfahrung predigt solches laut ge-
nug, daß diese Gabe etwas seltenes ist.
Warum sie Gott so sparsam austheilt,
ist nicht schwer zu errathen. Aber eben
in diesem Umstand liegt ein hartes Ur-
theil wider Gregors tyrannisches Ehe-
verbot, wovon ich nun nicht weiter re-
den, sondern diesen Brief damit schlies-

sen will: So lang die Geistlichkeit unserer Kirche nicht besser Keuschheit hält, als sie bisher, wie Alte und Junge, Geistliche und Layen, Vornehme und Pöbel, wissen, gehalten hat; so lange ist die Rechtfertigung des Eheverbots aus dem angeführten Ausspruch Christi, unsers Herrn, nichts als eine muthwillige Verspottung dessen, den wir als den Mund der Wahrheit, und den großen Propheten und Gesandten Gottes zu verehren haben. Lebe wohl.

VI. Brief.

Nun wirst Du doch, mein Lieber, wenn Dir meine bisherige Briefe noch so kezerisch oder freygeisterisch vorgekommen seyn sollten, plözlich anderes Sinnes werden, wenn ich Dir eine Nachricht überschreibe, über der sich Gregors Leichnam, wenn er noch unversehrt vorhanden wäre, im Grabe schütteln würde. Es soll, den neuesten, Zuverläßigsten Berichten nach, die sogar die öffentliche Zeitungen mitzutheilen sich nicht scheuen, nahe dabey seyn, daß in den Staaten der österreichischen Monarchie, wenigstens, und vielleicht zuerst in den teutschen, den Geistlichen die Ehe freygegeben werde. So werden also die dringende Vorstellungen an Menschlichkeit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen

Standes der katholischen Geistlichkeit noch angehört! Was Rom dazu sagen wird, darum wollen wir, die wir das Glük haben, Unterthanen des grösten Menschenfreundes, und des vernünftigsten Monarchen zu seyn, uns einstweilen nicht bekümmern, sondern es ihn allein ausfechten laßen. Vor einem Jahre hieß es aus Wien: „Wenn man mit den Klöstern fertig „seye, so wolle man zu andern Dingen „schreiten." Unter diesen Dingen steht sicher die PriesterEhe oben an. Joseph, deßen Adlerblicken nichts entgeht, was die mindeste Verbindung mit der Bevölkerung seiner Staaten, mit der Beglückung seiner Unterthanen, und besonders mit der Aufklärung und Sittenverbesserung derselben hat, wird gewiß nicht ruhen, bis er auch diesen Punkt zu Stand gebracht hat. Und dann wohl denen, die unter seinem Scepter

stehen,

stehen, unter dem Scepter eines Fürsten, der einem so ansehnlichen Theil seiner Burger ein Recht wieder gibt, das ihm niemand, als solche, bey denen unlautere Absichten und Eigennuz die Triebfedern aller Handlungen sind, seit Jahrhunderten rauben konnten. Ich weiß schon, was blinde Eiferer dazu sagen werden: Das werde der Pabst niemal zugeben; niemal werde er eine Sache gestatten, die so offenbar mit seinem Intereße streite, und die wohl gar die Grundvesten seines Kirchenregiments erschüttern könne. Hierauf wäre viel zu sagen, das dieser mein Brief nicht fassen würde. Ich begnüge mich, Dir nur einiges davon vorzulegen. Das ist noch nicht erwiesen — ich fange beym lezten an — daß die Priester-Ehe die Grundvesten des päbstlichen

Regiments erschüttern würde, wenn schon so gar auch Kardinäle in einem Konsistorium, das der Pabst über diesen Gegenstand neuerlich gehalten hat, diese Besorgniß geäussert haben. So stolz bin ich nicht, daß ich meine Einsichten den Einsichten der Säulen der Römischkatholischen Christenheit, der Herrn Kardinäle, vorziehen oder entgegen setzen sollte. Aber man sagt ja nicht immer seine wahre Meinung, und verbirgt solche oft gern unter scheinbaren Ausreden. Diß mag der Fall auch hier seyn —. Daß sich der Pabst dieser Unternehmung entgegen setzen werde, glaube ich nicht. Pius VI. kennet Joseph II. seit seinem Besuch in Wien allzugut, als daß er nicht von der Standhaftigkeit dieses seines geliebten Sohnes, wenn es auf Ausführung ei-

nes wohlüberdachten Entschlußes ankommt, überzeugt seyn sollte. Mißfielen die häufige Klostereinziehungen, die der Kayser seit ein paar Jahren vorgenommen hat, dem Pabste, nicht auch? Wer will das glauben? Unterblieben sie aber deswegen? Wir wissen beede, was geschehen ist, und was noch ferner in Zukunft geschehen wird. Glaubst Du nicht, daß die Toleranz-Verfügungen Josephs Pius VI. am meisten in die Augen stechen? Und greift diese nicht je länger je mehr um sich? Was mag der Pabst zu dem Aufgehobenen **Bibelverbot** in den Landen des Kaysers gesagt haben? Schweigen ist, bis sich etwa wieder günstigere Umstände zeigen, die Lection des Pabstes, die er lernen und üben muß. Diß alles sey nicht zur Verkleinerung des Oberhaupts

der

der Kirche gesagt, das Du und ich, besonders in der Person eines so liebens- und verehrungswürdigen Prälaten, als Pius VI. ist, von ganzem Herzen verehren. Aber Joseph ist nicht minder verehrungswürdig — Lebe wohl.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gaum, Johann Ferdinand,

Das Ende des Coelibats der Römischen Katholischen Kirche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts

S.l. 1783

J.can.p. 325 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10544896-9
VD18 14448920-001